

Klima: Freut Euch des Fliegens!

Nummer 17 – 25. April 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Frankreich in Flammen

Wie Präsident Macron die Grande Nation gegen sich vereint.

Von Urs Gehrig

Und ewig lockt das Weib

Evolutionsbiologe Stefan Lüpold über die Geburt der Fortpflanzung.

Von Michael Bahnerth und Roman Zeller

Was die Schweiz vom Brexit lernen kann

Grosses Gespräch mit Oxford-Historiker Oliver Zimmer. *Von Erik Ebnetter*





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G

Ein wichtiger Teil von 20 Minuten: Sunrise.

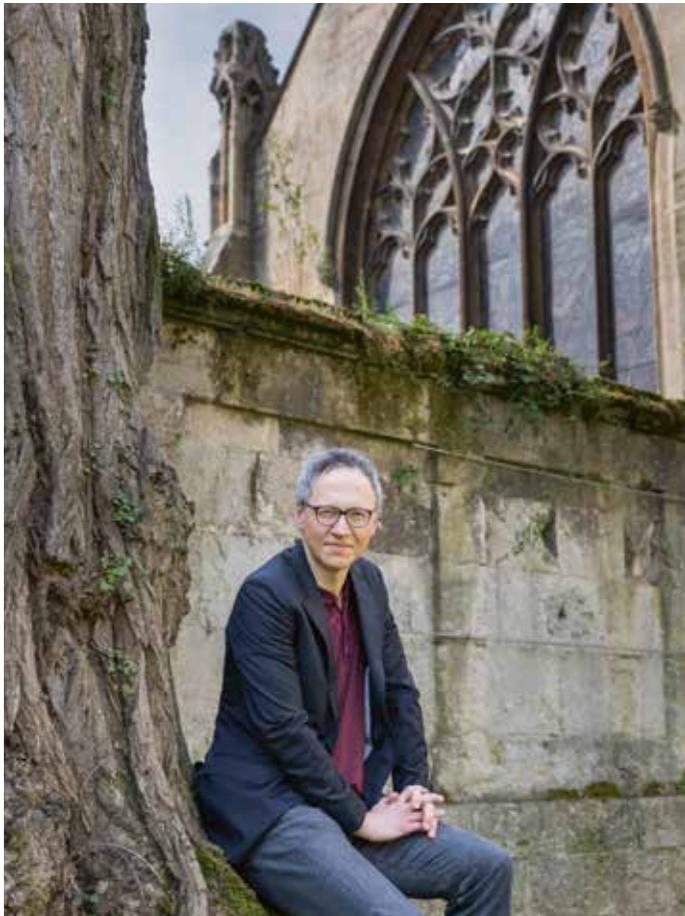
Die rund 3500 Mitarbeitenden der Newsgruppe Tamedia müssen sich immer und überall über laufende Ereignisse informieren. Dank bestem Service und einer kunden-spezifischen Inhouse-Mobile-Abdeckung sind sie immer erreichbar. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business



**FIRST
ON 5G**

Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



Rat an die alte Heimat: Oxford-Historiker Zimmer.

Oliver Zimmer lehrt moderne europäische Geschichte an der Universität Oxford und zählt zur globalen Elite seines Faches. Aufgewachsen ist er im Zürcher Oberland, und obwohl er schon lange in Grossbritannien lebt und einen britischen Pass besitzt, fühlt er sich der Schweiz immer noch stark verbunden. «Der wahre Weltbürger steht zu seiner Provinzialität», schrieb er unlängst in einem Essay. Dass die EU immer mehr Unterschiede in Europa einebne, beobachtet er mit grossem Misstrauen. Die Brexit-Debatte erinnere ihn manchmal an einen Kulturkampf, sagt Zimmer im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Ich hoffe wirklich, der Schweiz bleibt das erspart.» Sein Rat an die alte Heimat: das Rahmenabkommen ablehnen. **Seite 30**

Klimaaktivisten haben das Flugzeug zum Sinnbild allen Übels erkoren. «Fliegen tötet», erklärte Patrick Hofstetter vom WWF kürzlich in einem Interview, «jeder Flug, den ich mache, verkürzt das Leben eines anderen Menschen». Tatsache ist: Die Fliegerei ist weltweit für gerade mal 2,6 Prozent der menschengemachten CO₂-Emissionen verantwortlich, Tendenz sinkend. Tatsache ist: Wer in einem ausgebuchten Flugzeug reist, belastet die Umwelt weniger als der Passagier eines halbleeren Zugs auf derselben Strecke. Der Schlüssel liegt bei Verbes-

serungen in der Effizienz, die noch lange nicht abgeschlossen sind. Redaktor Alex Baur rechnet vor, warum sich Flugpassagiere kein schlechtes Gewissen machen müssen – und warum die nun geforderten Massnahmen gegen die Fliegerei der Umwelt und der Menschheit mehr Schaden als Nutzen bringen. **Seite 42**

Der Treibstoff des Lebens ist die Fortpflanzung. Sie beginnt irgendwann vor 3,5 Milliarden Jahren in den Tiefen der Ozeane. Niemand weiss, weshalb aus einer einzelnen Zelle plötzlich zwei wurden, dann vier und viel, viel später der Mensch. Fortpflanzung ist kein einfaches Ding. Da sind Weibchen und Männchen, da sind Eier und Spermien, und da ist ein Weg dazwischen. Welche Männchen finden zum Weibchen, welche nicht? Wer gewinnt den Wettbewerb der Spermienkonkurrenz und kann seine

Gene weitergeben? Das ist die Welt des Evolutionsbiologen Stefan Lüpold von der Universität Zürich. Unlängst hat er eine Studie veröffentlicht, die man so zusammenfassen könnte: «Auffällige Affen haben kleine Hoden.» **Seite 52**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron



LAND

AIR

PREMIER

SEA



BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich

Klimatisten

Der neue grüne Kommunismus.

Von Roger Köppel

Wir haben in der letzten Ausgabe nachgewiesen, dass der sogenannte Klimaschutz nichts bringt. Das Klima muss nicht geschützt werden. Es hat sich immer geändert, seit Jahrmillionen, und es wird sich weiter ändern.

Bis heute fehlt es an wissenschaftlichen Beweisen, dass der Mensch einen massgeblichen Einfluss auf den Klimawandel ausübt. Dass er einen Einfluss hat, ist unbestritten, wie gross aber dieser Einfluss ist, darüber gibt es keine gesicherte Theorie.

Dann die Zahlen: Die Schweizer produzieren rund ein Tausendstel des weltweiten menschengemachten CO₂, nicht ein Zehntausendstel, wie ich letzte Woche, schwindlig ob all der Winzigkeiten, geschrieben habe. Mea maxima culpa!

Am Argument freilich ändert sich nicht das Geringste.

Die Menschen blasen weltweit rund 3 Prozent des Gesamt-CO₂ in die Atmosphäre, die restlichen 97 Prozent kommen direkt aus der Natur, vor allem aus den Ozeanen. Die Schweiz produziert mit anderen Worten ein Nichts von 3 Hunderttausendstel des globalen Ingesamt-CO₂.

Nun kann man sich natürlich der politischen Lebensaufgabe verschreiben, dass die Schweiz in einem einsamen Kraftakt ihr globales Nichts von drei Hunderttausendstel auf ein Übernichts von null Hunderttausendstel absenkt.

Erforderlich wäre ein revolutionärer Umbau unserer Wirtschaft, unserer Gesellschaft, unseres Lebens, damit wir das Globalnichts an CO₂, das wir heute produzieren, künftig zu einem noch nichtigeren Nichts verringern, das ebenso nichts dem Klima brächte.

Keine besonders vernünftige, um nicht zu sagen: eine komplett verrückte Politik.

Je verrückter die Politik, desto gescheiter und intelligenter aber müssen die Theorien klingen, die zu ihrer Umsetzung bemüht werden.

Ich vergleiche die Klimaretter mit den Kommunisten. Die Kommunisten sahen sich als Rächer und Retter der angeblich unterdrückten Unterschicht. Die Klimatisten sind die Rächer und Retter des angeblich misshandelten Klimas, das sie zum Wohle der Menschheit gegen die Menschheit verteidigen müssen.

Die Kommunisten fühlten sich mit den höheren Wahrheiten der Geschichtsphilosophie im Bunde. Damit rechtfertigten sie alles, auch alle Gräueltaten. Sie hatten die Weltformel der Gesellschaft und der Wirtschaft geknackt. Sie

handelten im Auftrag dessen, was sie als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis empfanden. Nur Dumme oder Verbrecher konnten anderer Meinung sein.

Ähnlich selbstbewusst gehen die Klimatisten vor. Auch sie haben die objektive Weltformel entschlüsselt, glauben es zumindest, nämlich die Weltformel des Klimas. Wie die Kommunisten die Geschichte, so durchschauen die Klimaretter das Klima, ein hochkomplexes Multifaktorensystem demagogisch auf ein paar einprägsame Slogans eindampfend.

Für den Erfolg einer politischen Gruppierung ist allerdings die Benennung des Feindes erst der matchentscheidende Faktor. Die Nazis hatten den Rassenfeind, die Kommunisten hatten den Klassenfeind. Die Klimatisten haben den Klimafeind aggressiv im Visier: Es ist der Rindfleisch essende, Auto fahrende, Flugzeug fliegende und CO₂-produzierende Individualist, der selbstbestimmte Mensch, vornehmlich Mann, vornehmlich weiss, denn gegen Migrationsbewegungen aus dem Süden haben die Klimatisten nichts, also der industrielle Nordmensch, der sich nicht ins Kollektiv, in die Kolchose einer von oben gelenkten CO₂-neutralen Herde zwangseinweisen lassen will.

Die grünen Kommunisten können bei Wahlen gewinnen, aber wenn ihre Anliegen konkret und teuer werden, stimmen die Bürger in der direkten Demokratie meistens dagegen. Deshalb müssen die Grünen früher oder später, wenn sie ihre Ziele verwirklichen wollen, die Klimadiktatur einführen.

Kürzlich sagte mir jemand an einem Vortrag, ich sei verrückt, so etwas zu behaupten. Die

Grünen, er sei selber einer, würden doch keine Diktatur anstreben. Sie seien nur dafür, dass auch das Klima in der direkten Demokratie seinen Fürsprecher bekomme.

Irrtum. Natürlich werden die Klimaretter bei der Diktatur landen. Das geht denknotwendig aus ihrem Staats- und Menschenbild hervor.

Die Demokratie beruht auf der Vorstellung des mündigen, vernunftbegabten Menschen, der selber am besten weiss, was für ihn gut ist. Der Staat ist ein notwendiges Übel. Sein Hauptzweck besteht darin, zu verhindern, dass die Starken die Schwachen erdrücken. Für den Demokraten muss der Staat den Menschen nicht zum Guten erziehen. Er muss nur dafür sorgen, dass nicht eine Machtgruppe den Staat missbraucht, um allen ande-



ren ihre Vorstellung eines richtigen Lebens aufzuzwingen.

Die Grünen sehen es anders. Für sie ist der Staat ein Zwangsinstrument, um die von ihnen als richtig erkannte Lebensweise durchzupeitschen, sie bis in intimste Details zu regeln. Für sie ist die Essenz der Politik die Vorschrift, das Verbot.

Den Menschen halten sie für unmündig, für unfähig, selber zu erkennen, was gut für ihn ist. Sie glauben nicht daran, dass die Menschen von sich aus auf die grünen Verheissungen einsteigen und ihr zerstörerisches Verhalten freiwillig aufgeben. Deshalb muss der Mensch von oben erleuchtet, zu seinem Glück gezwungen werden.

Die grüne Intoleranz, ihre fiebrige Ungeduld, der grüne Hass auf Andersdenkende und Kritiker ist die Folge ihres Selbstbilds. Sie vertreten ja nicht irgendeine subjektive Meinung, sondern sie stehen für die Wahrheit, die sie über den niederen Meinungsstreit in Wissenschaft und Demokratie erhebt.

Weshalb eigentlich sind ausgerechnet die Klimaretter, sind die Grünen und Grünliberalen so heiss auf den EU-Rahmenvertrag? Weil sie erkannt haben, dass dieser Vertrag so undemokratisch ist wie sie selber.

Nur Leute, die dem Staat zu viel und den Menschen zu wenig zutrauen, sind für diesen EU-Rahmenvertrag. Sie sind fasziniert, beglückt von diesem Abkommen, das die EU mit samt ihren Richtern als neuen Schweizer Gesetzgeber installiert über Volk, Kantone und Parlamenten.

So etwas kann nur wünschen, wer dem demokratischen Souverän, wer den Bürgerinnen und Bürgern dieses Landes, misstraut, sie als Feind seiner politischen Ideen verachtet. So etwas kann nur gut finden, wer den Staat als überdemokratisches Machtmittel braucht, weil er keine Lust hat oder weil ihm die Kraft und die Argumente fehlen, eine Mehrheit von seiner Politik zu überzeugen.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

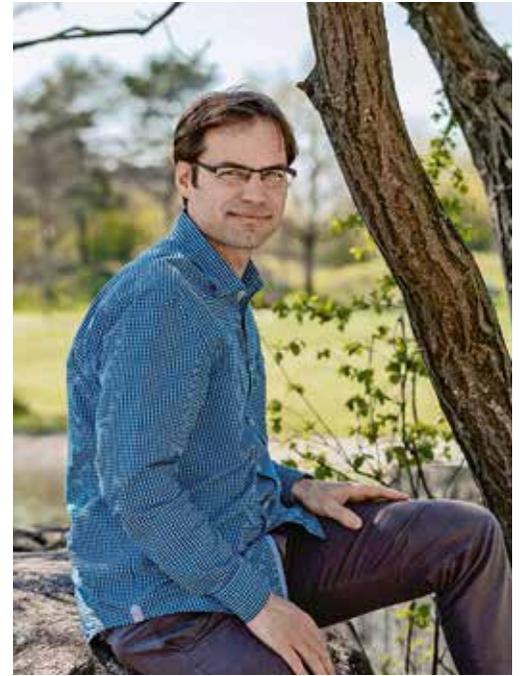
Spitze für Sie.



Gegen den Strom: Ocasio-Cortez, Omar. Seite 48



Frankreich gegen Macron: Seite 18



«Die Weibchen müssen es nur sexy finden, dann verbreitet es sich.»

Stefan Lüpold: Seite 52

Titelgeschichte

- 18 **Frankreich in Flammen**
Macrons Revolution am Ende

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
11 **Kommentare**
Die ETH sucht das Supertalent
12 **Energiewende** Harte Tour
12 **Justiz** Ein Herz für Secondos
13 **Eine Frage der Moral**
Sakraler Populismus
14 **Kopf der Woche** Beatrice Simon:
Im Schlafwagen in den Ständerät
24 **Zeitgeist** Warum Komiker für die
Politik ungeeignet sind
26 **Mörgeli**
Generäle siegen, Soldaten fallen
26 **Bodenmann**
General als Opium für das Volk
27 **Medien**
Kampf um die Weltherrschaft
27 **Die Deutschen** Unter Palmen
51 **Ausland** Demokratie XXL

Inland

- 34 **Sommaruga** gegen Cassis
Streit der Mächtigen-Klimaretter
41 **Asylhochburg** Schweiz
Verfrühtes Lob für Karin Keller-Sutter

Ausland

- 30 **Vom Brexit lernen** Pub-Tour mit
Historiker Oliver Zimmer
46 **Leprakolonie** im Bundestag
Der Alltag eines AfD-Parlamentariers
48 **Zwei Frauen** gegen eine Partei
Alexandria Ocasio-Cortez, Ilhan Omar
49 **Inside Washington** Genug!
50 **Schlag ins Gesicht** Die Theorie der
Mueller-Untersuchung war eine Lüge

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Leere Versprechen** Fakten zur
Unternehmenssteuerreform
38 **Zum Wachstum** verurteilt Matthias
Binswanger über den Kapitalismus
40 **Alan M. Parker** George Soros
im Genfer Gewand
52 **Und ewig lockt das Weib**
Evolutionbiologe Stefan Lüpold

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Kulturgüter** Was in der Schweiz auf
keinen Fall zerstört werden dürfte
42 **Freut Euch des Fliegens**
Plädoyer für die zivile Luftfahrt
56 **Ikone der Woche** «Game of Thrones»
58 **Sterben und sterben lassen**
Claude Cueni über das Tabu
60 **Klub der Befreiung** Linus Reichlin
über das «Kitkat» in Berlin

Rubriken

- 11 **Im Auge** Gerard Piqué
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf 1** Karl Grob
61 **Nachruf 2** Hannelore Elsner
28 **Darf man das?**
28 **Leserbriefe**
29 **Fragen Sie Dr. M.**
58 **Die Bibel** Ein Fuchs
als Landesvater
62 **Kino** «Szenen einer Ehe»
63 **Knorr's Liste**
63 **Jazz Swiss** Jazz Orchestra
& Guillermo Klein
64 **Thiel** Meinungsphobie
64 **Namen** St. Moritz grüsst Kiew
64 **Fast verliebt** Privatsphäre
65 **Unten** durch Elefant
66 **Wein**
Zu ebener Erde, im ersten Stock
66 **Salz & Pfeffer**
Le Röstigraben
67 **Auto** Jaguar XE P300 S AWD
68 **Tamaras Welt**
Aus Junge wird Mädchen

Sparen Sie bis **84%!***



Lesespass schnuppern und gewinnen!

Wir verlosen 5 luxuriöse Wohlfühl-Weekends für je 2 Personen in Österreich

- 2 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Grandhotel Lienz
- 3 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Wellnesshotel Cervosa

Alle Details auf

www.abo24.ch



78% RABATT

Die Tageszeitung für den Aargau. **36 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 114.60*



54% RABATT

Eine Zeitung für Basel, aus Basel und in Basel. **30 Ausgaben für nur Fr. 48.-** statt Fr. 105.-*



21% RABATT

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags. **13 Ausgaben für nur Fr. 49.-** statt Fr. 62.40*



7% RABATT

Mit Bergwelten die Schönheit der Natur entdecken. **3 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 27.-*



72% RABATT

Blick – der Blick der Schweiz. **50 Ausgaben für nur Fr. 35.-** statt Fr. 125.-*



78% RABATT

Die Tageszeitung für Basel. **36 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 114.60*



43% RABATT

Viele Rätsel und Schicksalsgeschichten! **13 Ausgaben für nur Fr. 29.-** statt Fr. 50.70*



42% RABATT

Das Magazin über das Leben mit Enkelkindern. **10 Ausgaben für nur Fr. 55.-** statt Fr. 95.-*



49% RABATT

Saisonale Küche mit Gelinggarantie und dem gewissen Extra. **4 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 39.20*



39% RABATT

Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. **8 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 64.-*



49% RABATT

Rundum neu! Einfach. Raffiniert. Kochen. **4 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 39.20*



80% RABATT

Die Tageszeitung der Zentralschweiz. **42 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 147.-*



49% RABATT

Mix aus Gesundheit, Natur, Spiritualität und Gesellschaft. **4 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 39.20*



44% RABATT

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co. **6+1 Ausgaben für nur Fr. 27.-** statt Fr. 41.-*



31% RABATT

Die Wochenzeitung der Schweiz. **10 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 36.-*



39% RABATT

Das Schweizer Familien- und People-Magazin Nr. 1. **13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 63.70*



54% RABATT

SonntagsBlick – Keiner bringt's wie wir. **13 Ausgaben für nur Fr. 29.-** statt Fr. 63.70*



50% RABATT

Relevante News und intelligente Unterhaltung. **8 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 40.-*



76% RABATT

Die Tageszeitung der Ostschweiz. **36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 126.-*



84% RABATT

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. **30 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 129.50*



33% RABATT

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz. **13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 58.50*



65% RABATT

Mehr Lesespass für die ganze Familie. **12 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 72.-*



35% RABATT

Die andere Sicht. **17 Ausgaben für nur Fr. 99.-** statt Fr. 153.-*



38% RABATT

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. **5 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 32.50*

Sparen & gewinnen!

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 84% sparen. Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!

Bitte gewünschten Titel ankreuzen:

- az Aargauer-Zeitung
- BaslerZeitung
- Beobachter
- Bergwelten
- Blick
- bz Basel
- GlücksPost
- Grosseltern Magazin

- Kochen
- Schweizer LandLiebe
- LE MENU
- LuzernerZeitung
- natürlich
- PCtipp
- Schweiz am Wochenende
- Schweizer Illustrierte

Ihr Geschenk ab 2 Probe-Abos!

- SonntagsBlick
- SonntagsZeitung
- St. Galler Tagblatt
- Tages-Anzeiger
- TELE
- Tierwelt
- Weltwoche
- Zeitlupe

Vorname _____

Name _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

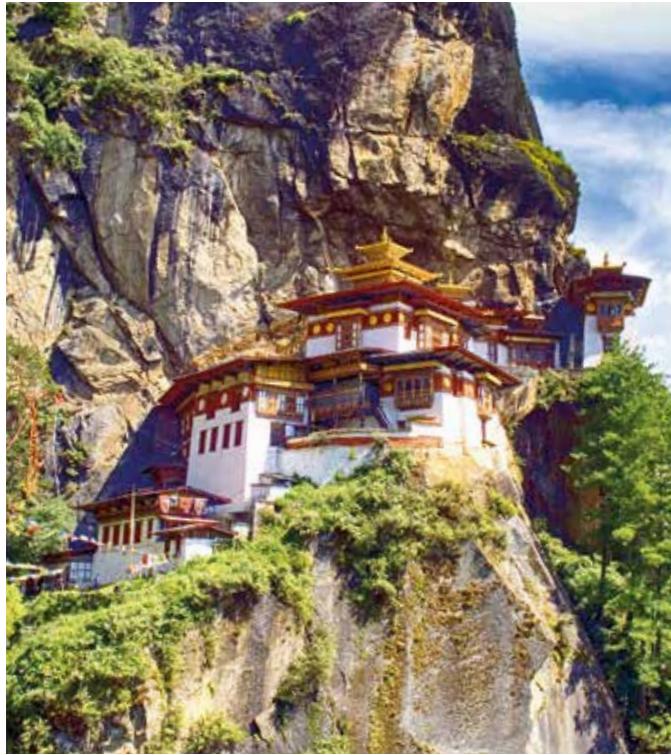
Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbs-telnehmer auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnehmerberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2019.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter

www.abo24.ch



* im Vergleich zum Einzelverkauf



© Adbestock: wwyloock, UlyssesPixel, nytragongo, ipekmorrel, kardd

VIP-Reise «Bhutan»

Königliches Juwel am Himalaja

Eingebettet zwischen den höchsten Bergen der Welt, liegt ein Land voller Kultur und Mystik: Bhutan. Im Süden von Indien und im Norden von China begrenzt, ist Bhutan umgeben von Magie und Geheimnissen, ein wunderschönes Land mit spannenden Kontrasten. Es hat bis heute seine Ursprünglichkeit und faszinierende Kultur bewahrt.

Tauchen Sie ein in die Geschichte des einzigen Landes der Welt, in dem das Glück der Bewohner offiziell oberstes Staatsziel ist! Die Route führt uns vorbei an eindrucksvollen Städten und über hohe Pässe. Wir erleben spektakuläre Naturlandschaften, verträumte Dörfer und kommen in persönlichen Kontakt mit der überaus liebenswerten Bevölkerung.

Heilige Pilgerstätten und Klöster

Wir erkunden die Städte Paro, Punakha, Trongsa und auch die Hauptstadt Thimphu sowie das Phobjika-Tal. Zu den Reisezielen zählen imposante Tempelanlagen, mit atemberaubender Aussicht auf idyllische Täler und die majestätischen Berge.

Die wichtigsten und auch ältesten Klöster Bhutans werden wir bewundern können, so etwa Jambay Lhakhang, Kurjey Lhakhang oder das weltberühmte «Tigernest»-Kloster

in über 3000 Meter Meereshöhe. Beim Besuch eines Klosterfestes tauchen wir ein in die faszinierende Welt des Buddhismus.

Majestätische Berge, Natur pur

Die Reisezeit im Oktober ist ideal, denn jetzt zeigen sich die schneebedeckten Berge des Himalaja-Massivs besonders klar unter dem strahlend blauen Himmel. Die Flora und Fauna des Himalaja erleben wir in einem intakten Zustand: Tiere und Pflanzen sind heilig und durch die Verfassung geschützt.

Die zweiwöchige Exkursion mit wunderbaren Ausflügen und Begegnungen ist voller Eindrücke, die Sie mit Sicherheit Ihr Leben lang nicht vergessen werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Bhutan»
20. Oktober bis 4. November 2019

Reiseleistungen:

- Flug mit Qatar Airways von Zürich über Doha nach Kathmandu und zurück
- Flug mit Drukair von Kathmandu nach Paro und zurück
- Alle Fahrten und Transfers im Reisebus
- Je 1 Übernachtung in Punakha, Trongsa und im Phobjika-Tal
- Je 2 Übernachtungen in Kathmandu und Thimphu
- Je 3 Übernachtungen in Paro und in Bumthang (im Schweizer Gästehaus der Familie Maurer)
- Alle Mahlzeiten (Frühstück, Mittag- und Abendessen) gemäss Programm
- Alle Ausflüge und Besichtigungen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 6800.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 7100.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 640.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Die ETH sucht das Supertalent

Von Beat Gygi — Im ETH-Rat ist das Präsidium neu zu besetzen. Wer wäre ideal dafür? Als Erstes müssen die Verantwortlichkeiten klarer geregelt werden als heute.



Bewegte Zeit: ETH-Ratspräsident Schiesser.

Bundesrat Guy Parmelin hat letzte Woche die achtköpfige Findungskommission mit Leuten aus Wissenschaft, Verwaltung und Wirtschaft vorgestellt, die unter Führung des Departements eine neue Präsidentin oder einen neuen Präsidenten des ETH-Rats suchen soll. Amtsinhaber Fritz Schiesser geht nach rund elf Jahren Ende April in den Ruhestand, die Stelle ist öffentlich ausgeschrieben, und für die nähere Zukunft ist Vizepräsidentin Beth Krasnad interim für den Vorsitz gewählt. Dem Wirtschaftsdepartement und dessen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation mit der Direktorin Martina Hirayama ist es nicht gelungen, eine Nachfolgeplanung ohne Zwischenphase durchzuziehen.

Die Suche nach der neuen Führungsperson fällt zudem in eine bewegte Zeit. Die ETH Zürich wird durch die beantragte Entlassung einer Professorin erschüttert, zudem befindet sich das ETH-Gesetz in Revision, die vor allem die Corporate-Governance-Prinzipien, also die Führung, und die Personalpolitik im ETH-Bereich betrifft. Was ist nun bei der Besetzung dieser Präsidentenstelle im Auge zu behalten?

Es ist eine Position, die eng mit strategischer Führung verbunden ist. Wünschenswert ist also, dass die betreffende Person in dieser Hinsicht Erfahrung und Erfolge vorweisen kann. Der ETH-Bereich mit den zwei Hochschulen

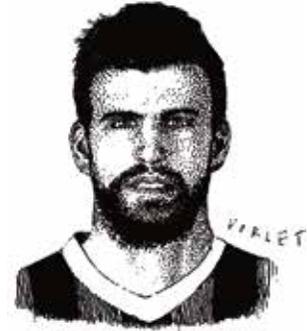
ETH Zürich und Lausanne sowie den vier Forschungsanstalten PSI (Paul-Scherrer-Institut), Empa, Eawag und WSL wird politisch geführt durch Parlament und Bundesrat via Zahlungsrahmen und grobe Zielvorgaben. Eine Stufe darunter ist der ETH-Bereich in der strategischen Führung jedoch autonom, und wahrgenommen wird diese durch den ETH-Rat, der im Prinzip das Geld an die zwei Schulen und vier Forschungsanstalten verteilt und diese beaufsichtigt.

Wieso nicht Bertrand Piccard?

So klar ist die Ordnung jedoch heute nicht. Im ETH-Rat haben beispielsweise die Präsidenten der ETH Zürich (Joël Mesot), der ETH Lausanne (Martin Vetterli) und einer der Anstalten (zurzeit Gian-Luca Bona, Empa) als vollwertige Mitglieder Einsitz. Sie entscheiden also in jenem Gremium mit, das sie eigentlich kontrollieren sollte. Zwei Ebenen werden verquickt, Verantwortlichkeiten verwischt. Mesot, der 2018 vom Rat zum Präsidenten der ETH Zürich vorgeschlagen und vom Bundesrat gewählt wurde, hatte zum Beispiel schon seit 2010 als PSI-Direktor Einsitz im Gremium. Die laufende Revision des ETH-Gesetzes zielt mit halber Kraft auf diese Schwachpunkte. Man will das Stimmrecht der Schulpräsidenten und Direktoren im Rat fallweise einschränken, aber deren Mitentscheidung doch weitgehend beibehalten.

Je weniger klar aber die Verantwortungen den Funktionsebenen zugeordnet sind, desto eher können sich komplexe Verwaltungsgebilde entwickeln und desto schwieriger wird es, den ETH-Rat zu führen. Rechtsanwalt Schiesser hatte ein 80-Prozent-Pensum, das offenbar zu einem guten Teil der Geschäftsführung diente, und daneben einen Stab, der auf rund vierzig Personen angewachsen ist. Bei klarer zugeordneten Verantwortlichkeiten kann man erwarten, dass sich starke Präsidentinnen oder Präsidenten auch bei relativ geringem Zeitaufwand stärker auf inhaltliche Führungsarbeit und Auftritte konzentrieren. Ganz spekulativ und spontan könnte man an Persönlichkeiten denken wie Thomas Zurbuchen, Forschungschef der Nasa, oder – warum nicht – an einen Pionier wie Bertrand Piccard, oder jedenfalls an Forscher, die dem ETH-Bereich nicht zu nah sind, etwa vom Cern. Oder an Politiker und Wirtschaftsführer mit akademischer Erfahrung und genügend Distanz zu der mit Hochschulen geschäftlich verbundenen Innovationsszene.

Der Netzdieb



Gerard Piqué, vielseitiger Fussballer.

Als Kind stürzte er vom Balkon im Haus der Grosseltern und lag lange im Koma. So einer lebt intensiver. Der bärtige Mann hat Klasse: Eine schöne Sängerin, Shakira, zur Frau, Bildung bis zum Harvard-Nachdiplom, hochkarätiges Elternhaus (Vater Anwalt, Mutter Chefärztin), und er ist ein katalonischer Volksheld mit politischen Perspektiven. Der Abwehrrecke Gerard Piqué, 32, der auf dem Platz meistens im Schatten des Zauberzwerchs Messi bleibt, erprobt permanent, was er werden könnte, beruflich. Piqué ist als besonders verschlagener Pokerspieler gefürchtet. Er gewann mit dem FC Barcelona und mit Spanien alle Titel und sammelt ziemlich ungewöhnliche Trophäen. Nach besonders schönen Siegen klaut er als Souvenir das Tornetz. Ein buchstäblicher Netzwerker, und er hat diesen Angriffsdrang im Blut, als Junior war er noch Stürmer.

Drei von fünf Fussballprofis erwachen nach ihrem Karriererausch wieder in Armut, ergab eine Untersuchung in England, weil sie gedankenlos weitermachen im gewohnten Luxustrott.

Einige Auserwählte bewirtschaften ihren Nachruhm. Piqué verkauft Brillen, Parfüms, Immobilien. Was er anfasst, verkauft sich. Vor vier Jahren gründete er die Kosmos Holding. Die Firma produziert Sportvideos und beschäftigt 55 Leute, entsprechend fünf Fussballmannschaften, und er entwickelte selber ein Videogame. Piqué ist mit dem Rakuten-Milliardär Hiroshi Mikitani befreundet und holte ihn als Sponsor – mit 200 Millionen Euro – zu seinem FC Barcelona. Umgekehrt vermittelte er seinen Mitspieler Andrés Iniesta nach Japan. Der Tennisfan Piqué dachte sich mit Rafa Nadal eine neue Formel für den Davis-Cup aus, mit Larry Ellison (Oracle) als Financier, der dem Tennisweltverband ITF drei Milliarden Dollar Einnahmen verspricht. Piqué gilt jetzt schon als mächtigste Figur des spanischen Sports, und es macht ihm Spass. Nebenbei hat er in Andorra einen kleinen Klub der fünften Liga erworben, als Übungsvehikel für den Aufstieg von ganz unten, wo er noch nie war. *Peter Hartmann*

Harte Tour

Von Alex Baur — Der Bund will den Widerstand gegen Windräder mit juristischen Drohungen brechen.

Am Anfang setzte man beim Bundesamt für Energie (BfE) auf die weiche Tour. Wie der Verband Freie Landschaft Schweiz vor zwei Jahren enthüllte, liess der Bund der Windkraft-Lobby (Suisse Eole) zwischen 2003 und 2015 klammheimlich 7,3 Millionen Franken für Propaganda zukommen. Mit den Steuergeldern unterstützte Suisse Eole diskret die Kampagnen für Windparks und sorgte für gute Stimmung («billig», «rentabel», «akzeptierbar») in den Medien.

Die als «ausgewogene Information» verbrämte Staatspropaganda mag bei der Abstimmung über die Energiewende verfangen haben. Doch sobald es um konkrete Projekte geht, informieren sich die Anwohner genauer – und dann ist Widerstand programmiert. Die Windmühlen machen Lärm (auch in der Nacht), sie beeinträchtigen Landschaft und Fauna massiv, und rentabel sind sie in der Schweiz höchstens dank absurd hoher Subventionen (rund das Fünffache des Marktpreises) und privilegierter Zwangseinspeisung.

800 Anlagen geplant, 37 gebaut

Bislang konnten landesweit gerade mal 37 von 800 geplanten Windrädern gebaut werden. Viele Projekte sind definitiv gescheitert. Als Stolperstein erwies sich nicht zuletzt der Mindestabstand von 700 Metern zu bewohntem Gebiet, wie ihn etwa der Kanton Baselland oder die Gemeinde Triengen LU baurechtlich festgeschrieben haben. Es gibt Bestrebungen, diese Distanz nach der Höhe der Anlage zu bemessen. Es wäre wohl das Ende der Windmühlen in der dichtbesiedelten Schweiz, die sich wegen schwacher und unsteter Winde ohnehin nicht für diese Technologie eignet. Anlagen auf Bergkuppen brächten wohl etwas mehr Ertrag, doch hier laufen die Landschafts- und Tierschützer Sturm.

Nachdem die Propaganda wenig bewirkte, versuchen es die Energiewender nun auf die harte Tour. Gemäss einem vom BfE bestellten Rechtsgutachten soll es den Gemeinden und Kantonen nicht mehr erlaubt sein, Mindestabstände festzulegen; sie seien vielmehr verpflichtet, die Windenergie zu fördern. Vorläufig ist das nicht mehr als eine Juristenmeinung. Ob dem wirklich so ist, wird das Bundesgericht wohl dereinst entscheiden. Doch eines ist schon heute klar: Eine Energiewende, die dem Volk mit Propagandatricks und juristischen Drohungen aufgezwungen wird, ist a priori zum Scheitern verurteilt.

Ein Herz für Secondos

Von Katharina Fontana — Junge straffällige Secondos haben vor Bundesgericht gute Chancen, der Ausschaffung zu entgehen. Selbst dann, wenn sie schwerwiegende Gewaltdelikte verübt haben.



Nachtsicht: Flughafengefängnis Kloten.

Seit zweieinhalb Jahren ist das neue, angeblich «pfefferscharfe» Ausschaffungsrecht in Kraft, mit dem ausländische Straftäter konsequent aus der Schweiz ausgewiesen werden sollen. Schaut man sich ein neues Bundesgerichtsurteil zur Ausschaffung an, ist von der Pfefferschärfe allerdings nichts zu spüren. Der Entscheid ist vielmehr so milde, dass man sich unweigerlich die Frage stellt, was sich mit dem neuen Gesetz gegenüber früher eigentlich geändert hat und ob die Härtefallklausel, die als absolute Ausnahme gedacht ist, nicht bald zu einem Freipass für Ausländer der zweiten Generation wird.

Konkret zu beurteilen war der Fall eines heute 22-jährigen Serben, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist. Der Mann raubte im März 2017 zusammen mit einem Kollegen einen Marihuana-Verkäufer aus. Zwei Monate später verprügelte er nach durchzechter Nacht einen Bekannten und versetzte dem reglos am Boden Liegenden heftige Faustschläge und einen Fusstritt gegen den Kopf, wobei das Opfer laut den Gerichtsakten nur dank eines glücklichen Zufalls keine schweren Verletzungen davontrug. Im Herbst 2017 wurde der Serbe vom Bezirksgericht Zürich wegen versuchter schwerer Körperverletzung, Raubes und Nötigung zu einer Freiheitsstrafe verurteilt. Zudem wurde er für fünf Jahre des Landes verwiesen. Das Zürcher Obergericht, an das sich der Verurteilte in der

Folge wandte, bestätigte die Schuldsprüche. Von einer Landesverweisung wollte es aber nichts wissen. Beim Serben liege erstens ein persönlicher Härtefall vor, meinte es, und zweitens wiege das persönliche Interesse des Täters, in seinem gewohnten Umfeld zu bleiben, höher als das öffentliche Interesse an seiner Ausweisung.

Mit dieser Sichtweise war die Staatsanwaltschaft nicht einverstanden. Sie zog den Fall nach Lausanne und argumentierte, dass der Mann innert kurzer Zeit zwei Taten begangen habe, für die das Gesetz die obligatorische Landesverweisung vorsehe. Sehe man im Fall des Serben von einer Landesverweisung ab, werde die Ausnahme zur Regel.

Genau das tut nun aber das Bundesgericht. Es betont zwar, dass die Härtefallklausel restriktiv anzuwenden sei, und es räumt ein, dass es sich um einen grenzwertigen Fall handle. Gleichzeitig finden die Richter aber mehrere Gründe, warum der junge ledige Mann, der in Serbien Verwandtschaft hat und regelmässig Kontakte dorthin pflegt, nicht ausgewiesen werden soll. Bei seinen Taten handle es sich zum Teil um ein «postpubertäres» Verhalten. Werde der Mann aus seinem sozialen Umfeld herausgerissen, könne ihn das psychisch destabilisieren. Auch könne man ihm, der sich vor seinem Gewaltexzess klaglos verhalten habe, eine gute Prognose stellen.

Bald eine Vielzahl «Postpubertärer»?

Ginge es nur um den Einzelfall, könnte man über das Urteil hinwegsehen und einzig hoffen, dass sich die gute Prognose bestätigt. Doch der Entscheid dürfte in gewissen Anwaltskreisen als Signal wirken. Man kann davon ausgehen, dass der erfolgreiche Serbe Nachahmer finden wird und sich die Gerichte bald mit einer Vielzahl «postpubertärer» Secondos befassen müssen, die sich alle auf die Härtefallklausel berufen werden. Zudem ist die Nachsicht der Lausanner Richter schlecht nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass in der Schweiz geborene und aufgewachsene kriminelle Ausländer bereits früher, unter dem bis 2016 geltenden, weniger strengen Ausschaffungsrecht, vom Bundesgericht immer mal wieder des Landes verwiesen wurden. Und zwar nicht nur Gewalttäter wie der Serbe, sondern beispielsweise auch Autoraser. Man hat den Eindruck, dass das Bundesgericht seine Linie in Sachen Ausschaffung erst noch finden muss.

Sakraler Populismus

Von Eugen Sorg — Die Geschichten von Heiligen verlieren ihre Kraft, wenn sie für profane Interessen erhalten müssen. Die Botschaften des modernen Franziskus zeigen das exemplarisch.

Wie viele Divisionen hat der Papst?», hat Stalin einst zynisch angemerkt. Der Vatikan, Sitz des Heiligen Vaters mit rund tausend überwiegend männlichen Einwohnern, ist der kleinste Staat der Welt. Er hat seit Jahrhunderten keine eigene Armee mehr, sieht man ab von der pittoresken Leibgarde des Papstes, den hundert mit Hellebarden bewehrten Schweizergardisten, und dem mit Panzerglas verstärkten Papamobil. Trotzdem gelingt es dem zwerghaften Gottesstaat, die 1,3 Milliarden auf allen Kontinenten lebenden Gläubigen als globale Gemeinde zusammenzuhalten. Die letzte grosse Spaltung geschah vor 500 Jahren, seit da sind die Katholiken ihrer Kirche trotz notorischen Skandalen und einem zunehmend säkularen Zeitgeist mehrheitlich treu geblieben. Nicht aus Höllenangst oder, wie noch heute im Islam, aus Angst, bei Abfall vom Glauben getötet zu werden. Sondern freiwillig. Weil die Kirche ihnen Herzensnahrung gibt. Die in 2000 Jahren liturgisch perfektionierten Messen und Feiern stimulieren die Sinne, stiften Gemeinschaft und heben den Einzelnen aus der Zufälligkeit und Endlichkeit seiner Existenz in die Heimat einer überzeitlichen Tradition. Und die Geschichten von Heiligen, Erlösung und Wundern verleihen dem Leben einen Sinn, lehren, was wahr und gut und was böse ist, veranschaulichen, warum es gut ist, Gutes zu tun.

Als oberster Zeremonienmeister und Hauptdarsteller in diesem sakralen Welttheater figuriert der Papst selber. Und kaum einer hat diese Rolle bisher derart zeitgeistig, politisch und publikumshungrig interpretiert wie der jetzige Amtsinhaber Franziskus, der argentinische Jesuit Jorge Bergoglio. Die Wahl des Papstnamens ist Programm. Der historische Franziskus, der heilige Franz von Assisi, war der Gründer des Bettelordens der Franziskaner, die jeglichem irdischen Besitz und Ruhm abgeschworen und nach dem Vorbild Jesu Christi betend und predigend unter den Ärmsten und Verstoßenen lebten. Der moderne Franziskus predigt ebenfalls Demut und Verzicht und fordert eine «Kirche für die Armen». Er wohnt im Gästehaus des Vatikans statt im Palast, verzichtet auf rote Slipper, Operet-

tenprunk und Brüsseler Spitzen, die sein Vorgänger so liebte, und sein Brustkreuz ist aus Blech und nicht aus Gold. Vor allem aber widmet er sich den Migrantenströmen aus dem Süden, in denen er die Ärmsten und Verstoßenen unserer Tage ausmacht. Diesen zu helfen und sie brüderlich zu empfangen, bildet das zentrale Thema seines bisherigen Pontifikats.

Franziskus verkündet seine Botschaft mit bis ins kleinste symbolische Detail perfekt inszenierten Auftritten. Als seine erste Pastoralreise 2013 wählt er Lampedusa, jene Insel, wo damals die meisten Armutsmigranten aus Afrika auf ihrem Weg nach Europa an Land gingen. Er hält unter freiem Himmel vor 10 000 Menschen eine Messe ab. Kanzel, Messbecher, Kreuz und Hirtenstab sind aus dem Treibholz gekenteter Boote gefertigt. Er beklagt die «Globalisierung der Gleichgültigkeit», verurteilt die «anonymen» wirtschaftlichen Profiteure des Migrationsdramas und heisst eine Gruppe illegaler Neuankömmlinge mit Handschlag herzlich willkommen. Die



zahlreich anwesenden Journalisten sind begeistert. Und sie sind es auch, als der Pontifex bei anderer Gelegenheit die Füße eines Flüchtlings oder einer verlegenen muslimischen Gefängnisinsassin wäscht und küsst. Oder wenn er gezielt Modebegriffe aus den links-grünen Milieus wie «Inklusion» oder «Diversität» in seine Predigten einfließen lässt oder Sätze sagt wie: «Der Kapitalismus tötet.» Und sie freuen sich ganz besonders, wenn er Trump angreift: «Wer Mauern baut anstatt Brücken, ist kein Christ.»

Die Leute in den reichen westlichen Ländern helfen grosszügig Armen und Verfolgten aus allen Kulturen und Ländern. Aber sie wissen auch, dass die Kapazitäten irgendwann erschöpft sind und die Hilfe ruinös wird. Und dass nicht nur Arme und Verfolgte und Dankbare kommen wie die vom Papst gefeierte legendäre Josefina Bakhita, eine junge Sklavin aus dem Sudan, die es nach Italien verschlug, wo sie in ein Kloster eintrat und später heiliggesprochen wurde. Und ebenso weiss jeder nüchterne Zeitgenosse, dass der Bau von Mauern nicht nur wirksam, sondern auch moralisch legitim sein kann. Dies sollte Franziskus bekannt sein.

Der Vatikan ist der einzige Staat der Welt, der vollständig von Mauern umgeben ist. 846 hatte ein muslimisches Heer Rom überfallen und heilige Grabstätten geplündert und geschändet. Papst Leo IV. reagierte mit dem Bau einer massiven Befestigungsmauer, die in den folgenden Jahrhunderten weiter ausgebaut wurde, da die muslimische Gefahr anhielt.

Wer aus dem Schutz einer Verteidigungsmauer heraus den Mauerbau eines anderen geisselt, hat ein Glaubwürdigkeitsproblem. Man ahnt politisches Kalkül. Zum Beispiel, dass sich der Argentinier Bergoglio mit seinem Flüchtlings-Gospel nicht nur bei den mächtigen links-grünen Medieneliten anbieten möchte, sondern mittels Anti-Trump-Polemik auch um die Gunst der lateinamerikanischen Katholiken wirbt, die fast die Hälfte der Weltkirche ausmachen und die sich zunehmend empfänglich für die Lockrufe der evangelikalen Konkurrenz zeigen.

Doch die Geschichten von Heiligen und Wundern verlieren ihre moralische Kraft und Wahrheit, wenn sie für profane Interessen erhalten müssen. Sie erinnern plötzlich an scharlatanesken Kitsch, und die Botschaft des modernen Franziskus klingt präventiv und hohl. Hohl wie sakraler Populismus. Die Kirche aber hätte mehr zu bieten.

Im Schlafwagen in den Ständerat

Von Christoph Mörgeli — Mit ihrem Rücktritt gefährdet Regierungsrätin Beatrice Simon (BDP) die bürgerliche Mehrheit im Kanton Bern. Doch ihre Chancen für den Ständerat stehen gut. Ungemach droht ihr wegen der Vorzugsbesteuerung von Superreichen.

Was für die serbelnde Bürgerlich-Demokratische Partei (BDP) im Kanton Bern eine Frohbotschaft war, sorgt bei SVP und FDP für Stirnrünzeln: Seit die 58-jährige Finanzdirektorin Beatrice Simon unter Standing Ovations zur Ständeratskandidatin gekürt worden ist, darf die BDP damit rechnen, den Sitz des zurücktretenden Werner Luginbühl zu verteidigen. Nur wenige zweifeln nämlich daran, dass die gut eingemittete und jederzeit kompromissbereite Simon im Herbst problemlos in die Kleine Kammer gewählt wird. Dies würde aber gleichzeitig bedeuten, dass in der Kantonsregierung die fragile bürgerliche Mehrheit von SVP (2), FDP und BDP gegenüber zwei SP-Regierungsräten und einer Grünen verlorengelangen könnte. Denn die Verteidigung von Simons Regierungssitz durch die BDP dürfte kein Spaziergang werden. Die Linke wird im Kanton Bern alles daransetzen, die Mehrheitsverhältnisse wieder zu ihren Gunsten zu wenden.

Ob sie wenigstens im Falle ihrer Nichtwahl in der Regierung verbleiben und so weiterhin das Zünglein an der Waage zugunsten einer bürgerlichen Mehrheit spielen wolle, wurde sie gefragt. Nein, lässt Beatrice Simon verlauten, sie

An ihr ist es nun, die doppelt geborstenen Boots Bretter der BDP irgendwie zu reparieren.

habe mit diesem Kapitel nach neun Jahren abgeschlossen. Da sie gleichzeitig für den Nationalrat kandidiert und sich auch dort als Nachfolgerin von Hans Grunder gute Chancen ausrechnen kann, würde sie künftig selbst eine Tätigkeit in der Grossen Kammer jener in der Kantonsregierung vorziehen.

Affäre Pauschalbesteuerung

Auf ihrer Homepage gibt Beatrice Simon bekannt: «Bewusst verzichte ich im Moment auf einen intensiven Wahlkampf, da ich mich weiterhin voll auf mein Amt als Finanzdirektorin des Kantons Bern konzentrieren will.» Darunter prangt die Karikatur eines leckeren BDP-Schiffchens, von dem sich der bisherige Ständerat Luginbühl im geschneigelten Anzug mit einem mächtigen Sprung in Sicherheit bringt. An Beatrice Simon ist es nun, die doppelt geborstenen Boots Bretter von Regierungs- und Ständeratsitz der BDP irgendwie zu reparieren.

Ausgesprochen ungelegen kommt der umstiegswilligen Politikerin jetzt die Affäre rund



Gut eingemittet: Finanzdirektorin Beatrice Simon.

um die Pauschalbesteuerung ausländischer Milliardenäre in Gstaad. Wie Tamedia-Journalisten recherchiert haben, war es im Kanton Bern 2008 bis 2011 gängige Praxis, pauschalbesteuerte Superreiche nicht nur äusserst zuvorkommend, sondern gar widerrechtlich einzustufen. Entge-

gen den gesetzlichen Vorgaben des Bundes wurden nämlich nur deren Inlandausgaben zur Steuerberechnung herangezogen. Und diese waren vergleichsweise sehr gering, berücksichtigt man den Aufwand mancher in der Schweiz lebender Ausländer an Jachten, Privatjets, Ge-

stüten und Luxuswagen ausserhalb des Landes. Erschwerend kommt hinzu, dass die Vorgaben des Bundesgesetzes keinen Interpretationsspielraum zulassen: Es ist bei Pauschalbesteuerung in sämtlichen Kantonen vorgeschrieben, sowohl inländische wie ausländische Ausgaben als Berechnungsgrundlage heranzuziehen.

Dennoch bezahlten etwa die in Gstaad wohnhaften Milliarde Bernie Ecclestone, Jean-Claude Mimran oder Theodoros Angelopoulos weniger als eine halbe Millionen Franken Steuern – also nicht einmal 0,05 Prozent ihres Vermögens.

Die Berner Steuerverwaltung meint: «In welchem Umfang bei der Bestimmung dieses Aufwandes auch die im Ausland anfallenden Lebenshaltungskosten berücksichtigt wurden, lässt sich aufgrund der vorhandenen Unterlagen nicht sagen, weil damals zwar Erhebungsbogen, aber noch kein detailliertes Budget zu den Lebenshaltungskosten einverlangt wurde.»

Nun ist darauf hinzuweisen, dass die verbotene Art der Pauschalbesteuerung schon unter dem Vorgänger von Finanzdirektorin Simon eingerissen ist. Wenig hilfreich für sie ist allerdings, dass mit Urs Gasche ein BDP-Parteikollege die politische Verantwortung dafür trug. Dazu kommt, dass Gasches illegale Praxis unter Simon immerhin nochmals fast zwei Jahre fortgesetzt wurde. Auch die Reaktion der Regierungsrätin auf die öffentlichen Vorwürfe verdient keine Bestnote. Sie überliess das unangenehme Thema dem Chef ihrer Steuerverwaltung. Doch dieser verstrickte sich prompt in Widersprüche. In der *Berner Zeitung* stritt er rundweg ab, dass man im Kanton Bern nur gemäss Schweizer Lebensaufwand besteuert habe: «Das stimmt nicht. [...] Aus den Unterlagen, die mir vorliegen, geht klar hervor, dass wir jeweils die weltweiten Lebenshaltungskosten berücksichtigt haben.» Mit den Fakten konfrontiert, musste der Steuerchef zurückrudern: «Die tatsächliche Praxis zur fraglichen Zeit vor 2012 können wir heute nicht mehr im Detail eruieren.»

Auf die lächerlich milde Pauschalbesteuerung von Ausländern reagierten Leserbriefschreiber überaus aufgebracht und erinnerten daran, dass Normalverdienende jeden Franken ausweisen müssen. Aber auch bei gutbetuchten Mitbürgern oder bei Ausländern, die von der Bevorzugung der Gstaader Zuzüger nur träumen können, kommt die Sache schlecht an. Ganz zu schweigen vom Eindruck in den Geberkantonen des Finanzausgleichs, die Milliarden in Richtung Bern verschieben und jetzt das Gefühl haben müssen, der grösste Empfängeranton habe eigene Steuerpflichtige bevorzugt und freiwillig auf Steuereinkünfte in vielfacher Millionenhöhe verzichtet.

Auch wenn die Berner Pauschalbesteuerung affäre der obersten Verantwortlichen bislang noch nicht um die Ohren geflogen ist, sondern das Unwetter einzig über ihrem Steueramtschef losbrach – spätestens im Ständeratswahlkampf dürften die Linken Beatrice Simon mit Angriffen nicht mehr verschonen. Neben dem

bisherigen SP-Vertreter Hans Stöckli steht mit Regula Rytz für die Grünen eine ernstzunehmende Kandidatin in den Startlöchern. Und die Anhänger des SVP-Kandidaten Werner Salzmann dürften Simon angesichts ihrer parteipolitischen Abtrünnigkeit auch nicht zwingend auf den Wahlzettel schreiben.

Verlorene Steuergesetzrevision

Die bisherige Karriere von Beatrice Simon verlief so gradlinig, wie es im Kanton Bern Jahrzehnte üblich war, seit der Finanzaffäre von 1984 aber nicht mehr selbstverständlich ist. Nach einer KV-Lehre arbeitete sie in verschiedenen Branchen und schloss einen Kurs in Personalwesen ab. Politisch begann sie als SVP-Vertreterin im Gemeinderat von Seedorf und wurde 2003 – im Jahr von Christoph Blochers Wahl in den Bundesrat – zur Gemeindepräsidentin gewählt. Drei Jahre später gelang ihr auf der

Weit mehr als kritische Journalistenfragen liebt sie den Kontakt mit der Bevölkerung.

SVP-Liste der Sprung in den Grossen Rat. Doch kaum zur Vizepräsidentin der SVP-Fraktion erkoren, stand sie im Epizentrum des Erdbebens der bernischen Parteispaltung.

Ein Anruf von alt Nationalrat Albert Rychen bedeutet für sie die Erlösung. Oft konnte sie – wie sie allerdings erst nachträglich zu Protokoll gab – nicht mehr hinter dem Kurs ihrer Partei stehen, zumal ihre beiden Töchter in der Schule gehänselt und ihr Haus wegen des SVP-Engagements verschmiert worden sei. Die Gruppe, welche die Abspaltung vorantrieb, nannte sich «Bubenberg» – nach dem heldenhaften Verteidiger von Murten. Wobei Adrian von Bubenberg wohl kaum kapitulierte hätte, nur weil seine Kinder gehänselt oder weil sein Patrizierhaus an der Berner Junkerngasse verschmiert worden wäre.

Nach erfolgter Abspaltung der BDP wurde Beatrice Simon deren erste Kantonalpräsidentin. 2010 erreichte ihre Partei bei den kantonalen Wahlen auf Anhieb 25 Parlamentssitze (16 Prozent) – die Regierungsratswahl von Präsidentin Simon vervollständigte den Triumph. Vier Jahre später kam der Rückschlag: Die Partei verlor elf Mandate. 2018 betrug der Verlust trotz nochmaligem beträchtlichem Rückgang des Wähleranteils nur noch einen Sitz. Dafür ging Beatrice Simon bei den Regierungsratswahlen als Siegerin durchs Ziel. Ihre Ständeratskandidatur nur kurze Zeit später bedeutet auch insofern ein Risiko, als sich die Frage stellt, ob die BDP 2023 nochmals als eigenständige Partei bei den nationalen Wahlen antreten wird. Sollte Simon, wie Werner Luginbühl, als einzige BDP-Vertreterin im Ständerat amten, blieben ihre Einflussmöglichkeiten einigermaßen beschränkt.

Politisch musste die Seeländerin auch schon herbe Niederlagen einstecken. Im letzten No-

vember verlor sie eine Steuergesetzrevision an der Urne mit 53,6 Prozent der Stimmen. Die Linken hatten dagegen mit Erfolg das Referendum ergriffen, da sie Steuerausfälle von hundert Millionen Franken kritisierten. Nur: Für grössere Unternehmen wird der Kanton Bern mit einer heute schon schweizweit exorbitanten Gewinnsteuerbelastung so immer noch unattraktiver. Vergeblich hatten Beatrice Simon, die bürgerlichen Parteien und die Wirtschaftsverbände betont, es gehe nicht um «Steuergeschenke». Letztlich dürfte der Kanton jetzt eher Steuersubstrat verlieren als gewinnen.

Überhaupt ist das Thema Finanzen im Zusammenhang mit dem Kanton Bern notorisch unerfreulich. Weil das Parlament und letztlich auch die Bürger – vor allem jene in den rotgrünen Städten – auf der Ausgabenseite keine Disziplin halten, sind alle paar Jahre schmerzhaft Sparpakete notwendig.

Die Sendung «Kassensturz» des Schweizer Fernsehens wollte von der Finanzdirektorin Simon im Herbst 2017 wissen, weshalb sie bedürftigen Rentnern und Bezüglern von Ergänzungsleistungen plötzlich keinen Steuererlass mehr bewilligte. Weit mehr als solche kritischen Journalistenfragen liebt die spontane, unkomplizierte Beatrice Simon den Kontakt mit der Bevölkerung. Ob Skirennen, Alpkäse-Meisterschaft, Jodel- oder Hornussenfest: Im direkten Kontakt mit den Menschen ist sie in ihrem Element. Und so wird man sie in den kommenden Wochen an der Eröffnung der Ausstellung BEA, am 50-Jahr-Jubiläum der Tafelgesellschaft zum Goldenen Fisch, am Konzert des Verbands Bernischer Jugendmusiken und an der Generalversammlung der Jungfrau-bahn AG treffen. Da ist ein eigentlicher Ständeratswahlkampf gar nicht mehr nötig.

VALUES WORTH SHARING

«Werden Sie Teil einer Bank, für die nicht nur Geld zählt.»

Elena Sager, LGT Mitarbeiterin seit 2006



Private Banking

lgt.ch/values

Personenkontrolle

Sommaruga, Leuthard, Burgherr, Roth, Fluri, Levrat, Strupler, Stieger, Curti, Ziegler, Obama, Clinton, Maas, Trump, Netanjahu, McLaughlin

Simonetta Sommaruga (SP), neue Kommunikationsministerin, muss sich mit einer Altlast ihrer Amtsvorgängerin **Doris Leuthard** (CVP) herumschlagen. Es geht um die vom Bundesamt für Kommunikation (Bakom) jahrelang zu Unrecht erhobene Mehrwertsteuer auf den Empfangsgebühren für Radio und Fernsehen, die laut Bundesgericht zurückzuzahlen ist. Jeder Haushalt soll eine pauschale Gutschrift von 50 Franken erhalten, schlägt Sommarugas Bakom nun vor. Diese Lösung sei einfach und effizient. Das gilt vor allem für das Bakom selber: Es kann auf diese Weise einfach und effizient einen Schlussstrich unter die unangenehme Angelegenheit ziehen. Der Umstand, dass die unrechtmässig erhobenen Steuergelder als Vorsteuerüberschüsse all die Jahre im Gebührentopf gelandet sind und man sich deshalb durchaus die Frage nach einer allfälligen Rückerstattungspflicht der SRG stellen könnte, wäre damit aus der Welt. (fon)

Thomas Burgherr, Büsser, scheint Ostern verpasst zu haben: Von Erlösung ist bei ihm nichts zu spüren. Dass **Franziska Roth**, die Aargauer Regierungsrätin, die SVP nach langem Streit verlässt, wie sie am Dienstag mitteilte, stürzte Burgherr, den kantonalen Parteipräsidenten und SVP-Nationalrat, offenbar in eine regelrechte Sinnkrise. «Die SVP Aargau muss anerkennen, dass sie das Leistungsvermögen von Franziska Roth falsch eingeschätzt hat, und bittet die Aargauerinnen und Aargauer in aller Form um Entschuldigung für diese im Jahr 2016 beschlossene Nomination», liess er per Communiqué mitteilen. Die unfrohe Botschaft war mit einem Wort überschrieben: «Hoffnungslos». (ebn)

Kurt Fluri, frustrierter Dealmaker, kommt sich von den Sozialdemokraten verschaukelt vor. Die SP hat auf Bundesebene den Kuhhandel einer Verbindung von Unternehmenssteuern mit AHV-Finanzierung (Staf) gutgeheissen. Sie bekämpft aber die kantonale Umsetzung, bestehend aus moderaten Steuererleichterungen für Unternehmen. So auch in Fluris Kanton Solothurn. Auf Twitter beklagt sich jetzt der FDP-Nationalrat darüber, dass die kantonale SP sich nicht an die Abmachungen mit der SP Schweiz halte: «Und das soll eine kohärente Wirtschaftspolitik sein?», fragt er genervt. Gegen den Vorwurf, ein Doppelspiel zu betreiben,



Rückendeckung: Unternehmer Curti.



Frust: FDP-Nationalrat Fluri.



Grosse Ehre: Netanjahu, Trump.



Unfrohe Botschaft: SVP-Nationalrat Burgherr.

wehrt sich SP-Chef **Christian Levrat**. Die Sozialdemokraten hätten «klar und transparent unsere Haltung von Anfang an angemeldet». (fsc)

Pascal Strupler, Volkserzieher, geht mit gutem Beispiel voran. Der Direktor des Bundesamts für Gesundheit (BAG) will auch dieses Jahr die Bevölkerung mit einem «Velo-Mittwoch» dazu anregen, sich vermehrt in den Sattel zu schwingen und mittwochs mindestens drei Kilometer zu radeln. So liess sich Strupler jüngst dabei ablichten, wie er gutgelaunt in die Pedale trat und die «Velo-Mittwoch»-Saison eröffnete. Laut Auskunft des BAG bezahlt das Amt 50 000 Franken an die von der Lobbyorganisation Pro Velo Schweiz lancierte Kampagne. Die Aktion decke sich mit dem Anliegen des Bundesrates, die Gesundheit zu fördern und Krankheiten vorzubeugen, heisst es. Man darf gespannt sein, welche weiteren vorbildlichen Gesundheitsaktionen folgen werden. So werden wir Direktor Strupler vielleicht bald auch beim Wandern, Schwimmen und Meditieren zusehen können. Alles mit Steuergeld mitfinanziert, versteht sich. (fon)



Altlast: SP-Bundesrätin Sommaruga.

Jakob Stieger, Regionenförderer, wirkt erleichtert über die letzte Gemeindeversammlung von La Punt Chamues-ch. Verständlich, denn dem Innovationscampus «InnHub», dem «geschenkten Vierzig-Millionen-Projekt» von Unternehmer **Beat Curti** (Weltwoche Nr. 10/19), wurde von der Bevölkerung das Baurecht im Dorfzentrum erteilt. Nur ein einziger Grundeigentümer habe mit Flugblättern gegen das Baurecht mobilgemacht. Vergeblich. Stieger, der Gemeindepräsident von La Punt, spricht von 130 Befürwortern und insgesamt 148 Anwesenden. «Ich kann mich nicht an ein derartiges Interesse erinnern», sagt er. Bei Wahlversammlungen seien höchstens 120 Personen zugegen; rund 500 Stimmberechtigte zähle die Gemeinde insgesamt. Mit dem Ja zum «InnHub» wirke die La Punter Bevölkerung der Abwärtsspirale von wegziehenden Familien entgegen, schaffe und sichere Arbeitsplätze, ist sich Stieger sicher. Doch der Co-Working-Space sei noch nicht sakrosankt: Stieger arbeite bereits an der notwendigen Zonenplanrevision; spätestens im Herbst solle das Volk darüber befinden. (zr)

Jean Ziegler, Kapitalistenschreck, schlägt wieder zu. Der frühere SP-Nationalrat und Professor für Soziologie hat trotz seiner mittlerweile 85 Jahre eine weitere Kampfschrift gegen die kapitalistische Weltordnung verfasst. Sie trägt den für Ziegler-Elaborate ungewohnt versöhnlichen Titel: «Was ist so schlimm am Kapitalismus?» Ziegler beantwortet darin Fragen seiner Enkelin Zohra. Unnötig zu sagen, dass Grossvater Ziegler auch beim Zwiegespräch mit seiner Enkelin sehr schnell einmal zum Schluss kommt, die kannibalische Weltordnung, die der Kapitalismus geschaffen habe, müsse radikal zerstört werden. Wir nehmen aber etwas amüsiert zur Kenntnis, dass der frühere Freund von Kubas Herrscher Fidel Castro inzwischen zur Überzeugung gelangt ist, dass der Kommunismus kein brauchbares Rezept mehr ist, um den Kapitalismus abzulösen. (hmo)

Barack Obama und Hillary Clinton, Meister der synchronen Sprachverdrehung, gaben auf Twitter etwa gleichzeitig ihrer Bestürzung über die Terroranschläge in Sri Lanka Ausdruck. Bei islamistischen Anschlägen auf Christen starben am Ostersonntag mindestens 321 Menschen. Obama und Clinton bemühten sich aber penibel, Ross und Reiter nicht beim Namen zu nennen. So wurden die Begriffe «Christen» und «islamistisch» weiträumig vermieden. Die christlichen Opfer wurden zu «Touristen und Ostern-Verehrern». Diese Sprachregelung übernahm gelehrig auch der deutsche Aussenminister Heiko Maas. Er gab sich bestürzt über die Anschläge, die sich «offenbar gezielt gegen Betende und Reisende» gerichtet hätten. Die Wörter «christlich» und «islamistisch» brachte er wie Obama und Clinton nicht über die Lippen. (fsc)

Donald Trump, Namensgeber, schaut mit Freude nach Israel. Aus Dankbarkeit dafür, dass der US-Präsident Israels Souveränität über die einst syrischen Golanhöhen anerkannt hat, will Israels Premierminister Benjamin Netanjahu auf dem Hügelzug eine neue Siedlung gründen, die den Namen «Donald J. Trump» tragen soll. Längst beschlossene Sache ist zudem, dass die künftige S-Bahn-Station bei der Klagemauer in der Jerusalemer Altstadt ebenfalls nach Trump benannt werden soll – dies als Lob dafür, dass dieser als erster US-Präsident Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt und die Botschaft von Tel Aviv in die Heilige Stadt verlegt hat. Netanjahus Ehrung für Trump kommt nicht von ungefähr. Er habe nun im Weissen Haus endlich jemanden, mit dem er zusammenarbeiten könne, zitierte neulich Netanjahus Wahlhelfer John McLaughlin in der *Weltwoche* seinen prominenten Kunden. Man darf annehmen, dass McLaughlin diese Würdigung gleich an den Mann weiterleitete, dem er 2016 genauso zum Sieg verholfen hatte: Donald J. Trump. (ph)

Nachruf



Spektakulär: FCZ-Torhüter Grob.

Karl Grob (1946–2019) — Es gibt Kindheits-erinnerungen, die sind unauslöschlich: An Heiligabend kündeten die Eltern zum Beispiel mit einem Glöckchen die Ankunft des Christkinds an. Oder: Bis 22 Uhr Fernseh schauen durften wir nur, wenn am Samstagabend «Teleboy» lief. Und: Im Tor des FC Zürich stand Karl Grob. Immer, jahrzehntelang. Eigentlich zu klein für einen Goalie (173 cm), war er von 1967 bis 1987 der Mann mit dem grössten Format im Klub.

Die fehlende Körpergrösse machte Grob mit phänomenaler Sprungkraft wett. Eine seiner Flugeinlagen wurde von den FCZ-Fans zur besten Parade der Klubgeschichte erkoren: In der 15. Minute des Cup-Finals 1972 hämmerte der Basler Peter Ramseier den Ball exakt in den rechten oberen Torwinkel. Die FCB-Fans rissen im Wankdorf

bereits die Arme zum Jubel in die Höhe, doch Grob holte das Leder mit einem Tigersprung aus der Ecke. Der FC Zürich gewann die Partie 1:0. Es war einer von vier Cup-Siegen von Grob. Die Meisterschaft gewann «Karli» fünfmal. Insgesamt spielte er 708-mal für den FC Zürich. Weil die Schweiz zu jener Zeit ein Überangebot an guten Torhütern hatte, war er in der Nationalmannschaft trotzdem nur eine Aushilfskraft.

Karl Grob stammte aus der Talentschmiede des FC Küssnacht. Bei den Junioren war er ein begnadeter Stürmer. Doch seine grösste Klasse entwickelte er zwischen den Pfosten. Obwohl klar war, dass er Fussballkarriere machen würde, lernte er Maurer. Diesem Beruf blieb er während seiner Aktivkarriere treu. Grob war der Inbegriff des spielstarken Goalies. Seine Ausflüge waren legendär, seine Dribblings nichts für schwache Nerven. Hermann Burgermeister, langjähriger Masseur des FCZ, sagt über Grob: «Eigentlich ist er die grösste Legende des Klubs.»

So spektakulär seine Auftritte auf dem Rasen waren, so diskret gab sich Karl Grob neben dem Platz. Er war kein Mann für grosse Medienauftritte, hielt sich lieber im Hintergrund. Der Fussball stand für ihn immer im Mittelpunkt. Als er mit 42 Jahren seinen Rücktritt gab, zog er sich fast vollständig aus der Öffentlichkeit zurück. Er arbeitete als Lagerist bei Coop – und legte keinen Wert darauf, den Restglanz seines Ruhms als TV-Experte oder Analyst zu konservieren. Mit dem Fussball hatte er abgeschlossen. Am Ostersonntag endete sein letztes Spiel im Triemli-Spital. *Thomas Renggli*

Einsteins Life

Für alle, die eine kluge Formel für ihre Zukunft suchen:
Individuelle Vorsorge- und Finanz-
beratung für ein selbstbestimmtes Leben.

SwissLife 

Frankreich in Flammen

Von Urs Gehriger — Emmanuel Macrons Revolution von oben hat nicht gezündet. Der einst gefeierte Hoffnungsträger Europas hat sein Volk vereint – gegen sich. Nicolas Baverez, Ritter der Ehrenlegion und intimer Kenner der französischen Seele, schildert die Szenen des Abstiegs.



Gegen alles, was den Staat und die öffentliche Ordnung verkörpert: Ausschreitungen in Paris, am 20. April.

Das britische Parlament war die Lachnummer der letzten Wochen, keine Frage. Bei aller obsessiven Fixierung auf den Brexit ging fast vergessen, welches Drama sich jenseits des Ärmelkanals abspielt. In Frankreich regiert ein Mann, der sich anschickt, Europa zu einer «Renaissance» zu führen, der seinem Volk eine «Revolution» von oben verordnen will. Derweil lodert es im Unterholz seines Landes. Es stottert die Wirtschaft. Die Regierung ist gelähmt. Die «Grande Nation» gedemütigt. «Macron hat sein Land vereint – gegen sich», bringt der britische *Spectator* die Lage auf den Punkt.

Mitten im Tumult erhebt sich eine Stimme, die durch Klarheit und Besonnenheit besticht. Es ist die Stimme von Nicolas Baverez, 57, einem Mann mit vielen Talenten. Er ist Historiker, Ökonom, Anwalt, Kolumnist, Buchautor und Ritter der Ehrenlegion. In erster Linie aber ist er ein «spectateur engagé» in der Tra-

dition des grossen Philosophen und Soziologen Raymond Aron, ein engagierter Beobachter des Weltgeschehens. Baverez hat die Rolle der Cassandra übernommen. Seit Jahren warnt er, die Fünfte Republik steuere auf eine grosse Eruption zu. «La France qui tombe» (Frankreich im Fall), «Réveillez-vous!» (Wacht auf!), «Danser sur un volcan» (Tanz auf dem Vulkan) lauten Titel seiner Bücher.

1 — Kult der Stabilität: Leichtfüssig trippelt Baverez die Eisentreppe in seiner Anwaltspraxis im achten Pariser Arrondissement empor. Durch das geöffnete Fenster hört man aus der Ferne den Verkehr vom Place Charles de Gaulle, den die *gilets jaunes* zu einem Epizentrum ihrer Proteste ausgewählt haben.

Ausgezehrt, fantasielos, verwirrt sei seine Nation. Seit Jahrzehnten herrsche Stillstand. «Frankreich ist das einzige grosse entwickel-

te Land Europas, das keine Reformen vollzogen hat.» Es zelebriere einen Kult der Stabilität. Anders als Molières «malade imaginaire» habe sich das Land eingebildet, es sei gesund.

Anders als Molières «malade imaginaire» habe sich das Land eingebildet, es sei gesund.

Mit dem Selbstbetrug ist nun Schluss. Wie Fieberschübe erinnern die wöchentlich wiederkehrenden Proteste der Gelbwesten an das Siechtum im Land.

2 — Die grosse Illusion: «Die Präsidentschaftswahlen 2017 bieten die letzte Chance, unser Land zu reformieren, bevor es in Gewalt verfällt», sagte Baverez bei unserem letzten

Treffen vor drei Jahren. Es war, als hätten die Franzosen die Worte des notorischen Mahners endlich vernommen. Wie aus dem Nichts tauchte in Gestalt des jungen Emmanuel Macron ein Retter auf am Horizont.

Das Volk in seiner ganzen Breite wollte er in einer Massenbewegung mitreissen, Frankreich zu alter Glorie und Europa zu neuer Grösse führen. Eine Revolution von oben sollte es sein. Hatte sich der junge Mann die Worte des alten Generals de Gaulle zu Herzen genommen, der gesagt hatte: «Frankreich macht Reformen nur anlässlich von Revolutionen»?

Verunsichert durch eine Welle des Populismus, setzten viele in Europa Hoffnungen in «Jupiter», wie er sich selbst nannte. Dass sich der jüngste Staatschef Frankreichs seit Napoleon aufführte wie ein vom Himmel gesandter Retter, blendete man anfänglich grosszügig aus. «Gerade wegen des Brexits und wegen Trump und wegen des Drucks, den sie auf uns ausgeübt hat, wollten viele die Wahl von Emmanuel Macron als eine Art Bollwerk gegen den Populismus sehen.»

Es hat nichts genützt. Quer durch Europa schossen immer neue Populisten aus dem Boden. Man habe «einen Fehler» gemacht, so Baverez heute. «Man hat sich in Macron gründlich getäuscht.»

3 — **Macron im Fadenkreuz:**

Statt sich aufzurichten, geriet Frankreich unter Macron in den Strudel der Proteste und der Verwüstung. «Bemerkenswert», so Baverez, dass sich die Zerstörungswut, die das Land Woche für Woche erschüttert, nicht gegen gewöhnliche Unternehmen richte, sondern gegen «Symbole des Luxus» und öffentliche Gebäude. Am stärksten seien Präfekturen betroffen und «alles, was den Staat und die öffentliche Ordnung verkörpert».

«Macron, wir hassen dich», sprayten Aufständische jüngst an den Pariser Triumphbogen. «Die Wut richtet sich direkt gegen den Präsidenten der Republik.» Was verständlich sei, so Baverez, denn Macron habe ein System organisiert, «in dem es praktisch keinen Premierminister, keine Regierung, kein Parlament gibt – so wenden sich die Menschen logischerweise direkt gegen ihn».

4 — **Ewige Monarchie:**

Beobachtet man Macron, wie er sein Reich regiert, fühlt man sich bisweilen an Louis XIV erinnert. Das royale

Gehabe ist man sich gewohnt von Frankreichs Präsidenten. Bereits Macrons Vorgänger haben sich aufgeführt wie kleine Könige. Zwar haben die Revolutionäre nach 1789 den König und seine Kamarilla geköpft, doch die Monarchie hat in Frankreich bis heute irgendwie überlebt. Baverez erklärt dies so: «Das Selbstverständnis des Sonnenkönigs lautete: *«L'Etat, c'est moi.»* Als



«Mandarine der Republik»: Präsident Macron.

Louis starb, sagte er: «Ich sterbe, aber der Staat bleibt.» Anders als das Vereinigte Königreich – eine mit demokratischen Institutionen ausgestattete Klassengesellschaft – sei Frankreich eine von monarchischen Institutionen regierte Ständegesellschaft geblieben. Die extreme Zentralisierung Frankreichs habe zu einer starken Konzentration der Eliten geführt. All das habe Frankreich in eine Starre versetzt, die Reformen verunmögliche.

Macron entspringt der nobelsten ebendieser Eliten, der Kaderschmiede Ecole nationale d'administration (ENA). Das Auswahlverfahren ist brutal. «Mandarine der Republik» nennt sie der Volksmund, weil sie es sind, die hinauf bis an die Staatsspitze an den Hebeln der Macht sitzen.

Mit Macron wurde abermals ein «Enarch» Frankreichs Monarch. Wie seine Vorgänger füllt er Amt und Würden mit königlicher Aura

aus. Doch kaum einer tat es mit ähnlichem royalem Sendungsbewusstsein wie Macron. Die Abwesenheit des Königs hatte er vor dem Wahlkampf als anhaltendes Defizit der französischen Geschichte bezeichnet. Als Präsident schickte er sich an, dieses Vakuum mit seiner Person zu füllen. «Vertikal» würde er regieren, eine Revolution «von oben» implementieren.

Von Beginn weg hat er seinen Aufstieg auf seine Person hin kalibriert. Die «Volks»-Bewegung, die er ins Leben rief, taufte Emmanuel Macron nach seinen Initialen – «En marche!». (Man stelle sich vor, in den USA hätte der Präsident, dem grenzenloser Grössenwahn nachgesagt wird, dasselbe getan.)

Im Amt habe er «die grössten Fehler Nicolas Sarkozys wiederholt», kritisiert Baverez. Mit seinen «sehr arroganten und unglücklichen Äusserungen und einer völlig egozentrischen, autoritären und zentralisierten Regierungsform» habe er bei den französischen Bürgern den Eindruck erweckt, «jeden Kontakt zur Realität verloren» zu haben und für die Bürger «abgrundtiefe Verachtung» zu hegen.

5 — «Sens interdit»: Wenn Baverez die Lähmung des Landes auf den Punkt bringt, zitiert er den französischen Komiker Raymond Devos (1922–2006), bekannt für dessen surrealen Humor. Im legendären Sketch «Sens interdit» dreht Devos als Automobilist in einem Verkehrskreislauf endlos Runden. Bei jeder Abzweigung steht «Ausfahrt verboten». «Was soll ich tun?», fragt er einen Polizisten. «Dreh mit den anderen!», ruft dieser zurück.

Seit mehr als einem Monat seien sie am Runderdrehen. «Protestiert niemand?», fragt Devos. «Was sollen sie sagen, sie haben Benzin ... Sie sind genährt ... Sie sind zufrieden.»

Frankreichs Automobilisten von heute haben die Geduld verloren. Sie können das Benzin nicht mehr bezahlen. Zum Essen reicht das Geld nicht mehr.

«Auslöser des Gelbwesten-Protests war Macrons verrückte Erhöhung der Kraftstoffsteuern», erinnert Baverez. Der Präsident, der Trump vollmundig aufforderte: «Make our planet great again», hat ein offenes Ohr für die *écologie-bobos*, die Kampffront des Öko-Bürgerturns, die in Rekordzeit an die zwei Millionen Unterschriften gesammelt hat, um den Staat mit juristischen Mitteln zu einer konsequenten Umweltpolitik zu zwingen.

Dass ein Grossteil seines Volks die Öko-Steuer auf Kraftstoffe nicht bezahlen kann,

ignorierte Macron sträflich. «Er wollte nicht sehen, dass es vierzehn Millionen Franzosen gibt, die sich jeden Tag in ihr Auto setzen und dafür keinen Ersatz haben», so Baverez. «Die Menschen wurden von einer Sturmbö getroffen. Es gab nicht nur Steuern auf Benzin, sondern eine Flut von Massnahmen wie neue Tempolimiten, die den Menschen buchstäblich den Verstand raubten.»

6 — Palaver in Endlosschleufe: Es sei kein Zufall, dass sich die Gelbwesten die Verkehrskreisel zum Epizentrum für ihren Protest ausgesucht hätten. In keinem Land gibt es eine grössere Dichte dieser *ronde-points*. «Sie sind das Symbol für die Präsenz des aus der Mitte heraus gelenkten Staates. Hunderttausende dieser absurden Kreisel wurden im ganzen Land geschaffen.»

Für Baverez sind die *ronde-points* auch Sinnbild einer in ihrer Einfallslosigkeit gefangenen Regierung. «Emmanuel Macron behauptete, Frankreich wieder auf Kurs zu bringen; doch er läuft im Kreis.» Er nutze die Krise nicht, um neue Lösungen für die Missstände – allen voran die Massenarbeitslosigkeit – an die Hand zu nehmen. Vielmehr sei er in einer regressiven Spirale gefangen. «Kein Tag vergeht, an dem nicht Minister oder Mehrheitsparlamentarier vorschlagen, die Steuern zu erhöhen oder neue zu schaffen.»

Auch Macrons gigantische Gruppentherapie mit dem Volk – der «grand débat national» – sei zu einer Endlosschleufe ausgeartet. Vor Monaten hatte Macron seine Landsleute aufgerufen, in einer grossen Debatte ihren Sorgen Ausdruck zu verleihen. Wie ein König ist er durchs Land gereist, hat an unzähligen Versammlungen teilgenommen. Mit gespielter Geduld hörte er den Menschen zu, während es in seinem Inneren vor Ungeduld brodelte. Die Meinung der Menschen war ihm einerlei. Das Palaver, so das Kalkül des Präsidenten, sei wichtig, damit sich die Leute ernst genommen fühlten.

«Seine Wahlkampagne war ein Meisterwerk der Kommunikation», so Baverez. «Doch von dem Moment an, als er Präsident der Republik geworden war, offenbarte er sein wahres Gesicht. Man erkannte, dass er tatsächlich eine sehr einsame, sehr autoritäre Person ist, ja ein Populist, der Widerspruch oder Machtteilung überhaupt nicht mag.»

7 — «Bringt euch um»: Ebenso ausweglos drehen die Gelbwesten sich im Kreis. «Die Bewegung hat keinen Führer, kein Projekt, keine mobilisierende Utopie», sagt Baverez. «Sie zerstört jeden Organisationsversuch und wendet sich gegen ihre eigenen Aktivisten, sobald diese sich politisch äussern oder handeln wollen.»

Die Folge: eine Spirale, die sich sukzessive tiefer in Hass und Zerstörung schraubt. Längst wurden die Gelbwesten von Chaoten und po-



«Man hat sich in Macron gründlich getäuscht»: Publizist Baverez.

litischen Extremisten unterwandert. Vergangenes Wochenende forderten Demonstranten Polizisten im Sprechchor auf: «Bringt euch um, bringt euch um!» – eine Anspielung auf eine Häufung von Selbstmorden unter Ordnungshütern. Die grösste französische Polizeigewerkschaft Alliance sprach von einem «Höhepunkt des Hasses».

8 — Topografie des Aufstandes: «Es manifestiert sich ein Klassenhass, der für die Zukunft äusserst beunruhigend ist», konstatiert Baverez. Die Zonen des Aufstandes seien der Norden und Osten des Landes sowie Mittelfrank-

«Das letzte Mal, dass unser Haushalt ausgeglichen war, war 1973.»

reich. «Es sind Gebiete der Verarmung.» Im Zuge der Desindustrialisierung hätten sie sukzessive den Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen, insbesondere zu Gesundheit oder Bildung, verloren.

«Es ist ein peripheres Frankreich, das sich erhebt. Es ist ein Frankreich, das einst ein bürgerliches Frankreich war. Ein Frankreich, das täglich auf das Auto angewiesen ist, um dem Broterwerb nachzugehen.» An der Gelbwesten-Bewegung zeige sich etwas, was man bereits bei Wahlen gesehen habe: «Frankreich ist heute keine Nation mehr, sondern ein Land, das sozial, menschlich und territorial völlig gespalten ist.»

Und folgt man Baverez' Ausführungen, besteht wenig Hoffnung, dass sich die Bruchlinien schliessen lassen. «Frankreich hat nichts Natürliches», schreibt Baverez in seinem Buch

«Danser sur un volcan» (2016). «Seine Einheit resultiert aus dem Zusammenschluss einer unendlichen Diversität von Landschaften, Regionen und Völkern, Dialekten und Kulturen.» Als Monarchie, später als Republik trug Frankreich den zahlreichen Facetten von Land und Leuten nicht mit einer föderalen Ordnung Rechnung, sondern unterwarf sie einem straffen Zentralismus.

Gnade ihm Gott, wenn seinem Mann im Zentrum die Macht entgleitet.

9 — Stufen in den Hades: Macron steht nicht allein in der Verantwortung. Der Zunder, der heute in Frankreich entflammt, war über Jahrzehnte angehäuft worden. «Das letzte Mal, dass unser Haushalt ausgeglichen war, war 1973», sagt Baverez. «Seit drei Jahrzehnten preist Frankreich ein unhaltbares ökonomisches Modell, das wirtschaftliches Wachstum ausgerottet und eine permanente Arbeitslosigkeit von über 10 Prozent geschaffen hat.» Der sukzessive Zerfall führt Baverez auf eine französische Lebenslüge zurück: das Wirtschafts- und Sozialmodell auf Pump.

Beginnen habe es mit François Mitterrand. «1981 hat Frankreich entschieden, dem Ende der Keynes-Ära mit einer Strategie der wirtschaftlichen Belebung [*stratégie de relance*] zu begegnen und mit kapitalistischen Wirtschaftsordnungen zu brechen.» Es folgte eine Welle der Verstaatlichungen. Davon hätten sich der französische Produktionsapparat und die Staatsfinanzen nie wieder erholt.

Auf diese «Entgleisung» sei Frankreich über drei Stufen in den Hades abgesunken:

1. Euro-Beitritt: Mit dem Eintritt in die Euro-Zone 1992 schloss Frankreich die Möglichkeit der internen Abwertung aus.

2. Arbeitszeitreduktion: Neben der Rente mit sechzig leistet sich Frankreich heute die kürzesten Arbeitszeiten in ganz Europa. Im öffentlichen Dienst wurde die 35-Stunden-Woche eingeführt, «ein für die Wettbewerbsfähigkeit tödliches Experiment».

3. Staatsausgaben ohne Grenzen: Auf die Wirtschaftskrise der Blasen und den Einbruch des Wachstums auf Kredit 2008 habe Frankreich mit einer beispiellosen Beschleunigung der Staatsausgaben und -schulden reagiert. Die Staatsausgaben schrauben sich seither in schwindelerregende Höhen. 53 Prozent des Bruttoinlandsprodukts betragen sie heute, mehr als in jedem anderen Land in der entwickelten Welt.

10 — Europa wendet sich ab: Merkel blendet aus, May driftet ab, Macron dreht auf. Er würde der aufsteigende Stern sein, der hoch am Firmament Europas in die Welt strahlen würde. So hatte Macron sich seinen Aufstieg ausgedacht.

Protziger Empfang für Putin in Versailles. Pubertäres Händedruck-Duell mit Trump. Rassige Militärparade für den US-Präsidenten, die der französische Gastgeber salutierend abnahm wie ein aufgeplusterter Pfau. Macron unternahm alles, um die Potentaten dieses Erdenrunds zu beeindrucken. «Von Beginn weg hat Macron versucht, sich mit

den Mächtigen dieser Welt auf Augenhöhe zu etablieren. Er ist kläglich gescheitert», bilanziert Baveze. «Die Beziehung zu Trump ist furchtbar zerrüttet, nicht besser steht es um sein Verhältnis zu Putin, Xi Jinping und Erdogan.» Wenn sich Trump mit seinen Tweets über die Gelbwesten und das Pariser Abkommen lustig mache, sei dies zwar nicht sehr elegant, «aber man muss sagen, er trifft den Nerv».

«Wie funktioniert das Pariser Klimaschutzabkommen für Frankreich?», twitterte der US-Präsident höhnisch. Die Antwort lieferte

«Wenn eine Revolution scheitert, brechen Chaos, Bürgerkrieg und Gewalt aus.»

er gleich mit: «Nicht so gut, nach den seit achtzehn Wochen anhaltenden Unruhen der Gelbwesten-Demonstranten!» Inzwischen sind es 23 Wochen. Und mit jedem neuen Exzess der Gewalt steht Macron in Europa isolierter da.

Unbeirrt gibt er derweil den Marschall. Als Einziger wehrt er sich gegen ein Handelsabkommen der EU mit den USA; keinen Millimeter werde er sich bewegen, solange Trump das Klimaabkommen nicht unterzeichne. Unerbittlich verweigert er den Aufschub des

Brexits; allein gegen 27 Kollegen. Sein «Brief an alle Europäer» wurde, kaum gedruckt, vom Winde verweht.

Macron prescht vor. Er spricht sich nicht mit seinen europäischen Kollegen ab. Diese strafen ihn mit Ignoranz. Jeder hat gemerkt: Bei der von Macron verordneten «Renaissance» Europas will der Franzose nicht nur Geburtshelfer spielen, sondern vor allem Lehrmeister und Anführer sein.

Doch wie will einer Europa zu neuem Leben erwecken, wenn sein eigenes Land am Verrecken ist? «Am Ende der grossen Debatte und vor den Europawahlen, ist alles blockiert», so Baveze. «Wenn er Frankreich nicht reformiert, hat er in Europa weder Glaubwürdigkeit noch Gewicht.»

11 — Napoleons Lektion: Diesen Donnerstag zieht Macron Bilanz der grossen Debatte. Dann verliert er die Massnahmen, mit welchen er seiner «Revolution von oben» endlich Schub versetzen will. Wird er das Volk damit besänftigen? Oder geht es dann erst recht auf die Barrikaden?

«Wer wissen will, was passiert, wenn eine Revolution schief läuft, kann bei Napoleon seine Lektion lernen», mahnt Baveze. «Wenn eine Revolution scheitert, brechen Chaos, Bürgerkrieg und Gewalt aus.» Als einziger Ausweg dränge sich dann ein grosser Soldat auf.



Meister
Werk

Insoglio del Cinghiale 2017

Toscana igt
Tenuta di Biserno, Toscana

Klassische französische Rebsorten.
Begeistern auch in der Alta Maremma.
Delikate Brombeer- und Gewürznoten.
Saftige Frische, feine Holzaromatik.
Elegant – wie die Toscana.

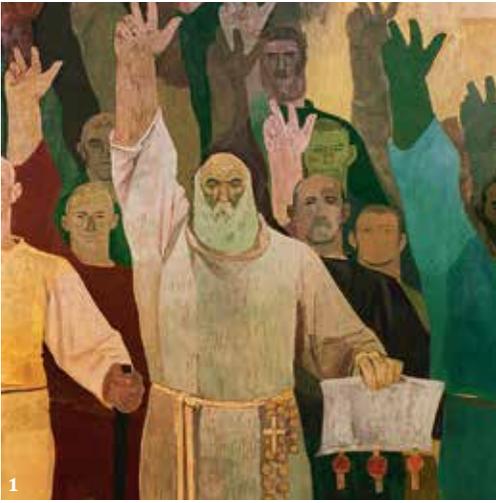
Andi Bindella

CHF **19.20** netto
statt 24.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 12.5.2019

Bindella
la vita è bella

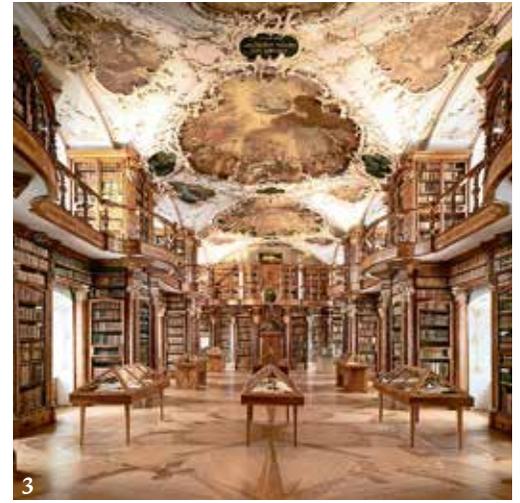




1 *Widerstandsgeist der alten Eidgenossen.*



2 *Von Katastrophen und Krieg verschont.*



3 *Prachtvoller Barocksaal.*

Kultur

«Ein Heiligthum sind deine Mauern»

Von Peter Keller — Die Katastrophe von Paris lenkt den Blick auf die eigenen Kulturschätze: Was in der Schweiz auf keinen Fall zerstört werden dürfte.

Die Schweiz hatte schon ihren Notre-Dame-Moment: 1993 brannte das Wahrzeichen von Luzern, die hölzerne Kapellbrücke, fast vollständig nieder. Nur der Wasserturm blieb trotzig stehen. Die Brücke wurde wiederaufgebaut, doch die meisten der historischen Giebelbilder mit Szenen aus der Luzerner und eidgenössischen Geschichte sind für immer verloren.

Die Tower Bridge von London, der Kreml in Moskau, das Brandenburger Tor – in einem Land wie der Schweiz, das nie eine Monarchie war und keine eigentliche Hauptstadt kennt, seien die zentralen Kunst- und Kulturdenkmäler viel schwieriger auszumachen, sagt der Historiker Pirmin Meier. Für ihn wären deshalb die Wirkungsstätten der Reformatoren Zwingli und Calvin hervorzuheben oder das «wunderbare Bauernhaus» der Freiburger Kantonsheiligen Marguerite Bays, ein kleiner, geduckter Bau, in dem sie als Kind einfacher Landwirte aufwuchs. Zehn weitere Schweizer Kulturschätze, die nie zerstört werden dürften:

1 — Bundesbrief: Er habe für das Nationalheiligtum der Schweiz eine Kathedrale bauen wollen, erklärte der Architekt des Bundesbriefarchivs in Schwyz, Josef Beeler. Eine breite Treppe führt hinauf zum Eingang unter drei Torbögen. Die Fassade ziert ein Wandgemälde Heinrich Danioths mit Schwurszene und dem ausgerollten Bundesbrief von 1291. Dieser lag im Zentrum des Baus, wie eine Reliquie aufgebahrt, unter einer Vitrine. Das sakral anmutende Museum wurde 1936 eröffnet im Zuge der «geistigen Landesverteidigung». Angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung besann sich die Schweiz auf ihre eigenen Wurzeln, da-

zu gehörte elementar der Widerstandsgeist der alten Eidgenossen selbst gegen übermächtig scheinende Feinde.

2 — Altstadt von Bern: Exakt hundert Jahre vor dem Bundesbrief gründet Berthold V. von Zähringen die Stadt Bern. 1405 wütet ein fürchterlicher Brand. «Also verbrannte der alte Gefängnisturm, wo die Zytglogge hing, mit ihm darin sieben Pfaffendirnen. [...] Und es verbrannten auch um die 600 Häuser, gross und klein, und darin viele Güter und mit diesen mehr als hundert Menschen», beschrieb der Chronist Konrad Justinger das Inferno. Darauf verordneten die Stadtherren, dass für den Wiederaufbau der typische lavendelfarbige Sandstein aus der Umgebung verwendet werden müsse. Wie ein mächtiger, natürlicher Burggraben umfließt die Aare den Stadtkern, der



6 *Reformation und Freiheitskampf.*

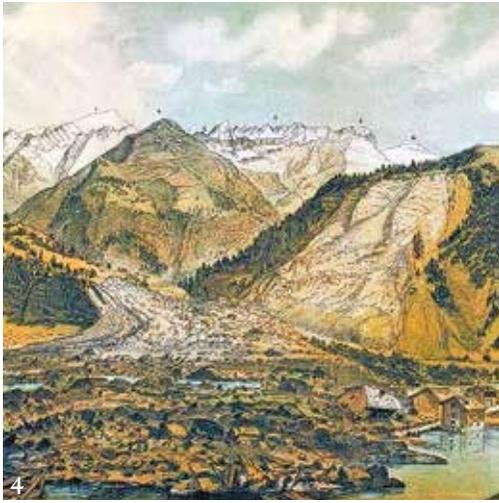
seither weder von einer Katastrophe noch einem Krieg versehrt wurde. Nur die Menschen legten mutwillig Hand an: Nach der Reformation wurden die Berner Kirchen im sogenannten Bildersturm von (katholischen) Heiligenfiguren gesäubert, die dann als Füllmaterial für die Münsterplattform hoch über der Aare dienten.

3 — Stiftsbibliothek St. Gallen: Nichts anderes verkörpert besser den menschlichen Willen, Kultur zu schaffen und der Nachwelt zu hinterlassen, als das Buch. Seit dem Jahr 820 ist in St. Gallen ein Klosterplan mit Bibliothek bezeugt. Diese umfasst eine der bedeutendsten Sammlungen von Handschriften und Drucken aus der Spätantike bis ins Mittelalter. Die Bibliothek ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in einem prachtvollen Barocksaal untergebracht.

4 — Alpen: Das schweizerische Massensymbol schlechthin sind die Alpen. Darum war wohl der Bergsturz von Goldau mit seinen mehreren hundert Opfern die bisher grösste Katastrophe unserer Geschichte. Bruder Klaus hat sich vorgestellt, wie der Pilatus in sich zusammenstürzt. Der Schriftsteller Franz Hohler beschrieb den Bergsturz von Elm, den die Bewohner durch ihren gierigen, laienhaften



7 *Ältestes erhaltenes christliches Bauwerk.*



4 *Massensymbol schlechthin.*

Abbau von Schiefer selber auslösten. Das ganz grosse Schweizer Drama hätte mit den Alpen zu tun oder mit Beispielen jener Ingenieurskunst, die diese Bergwelt zu bezähmen suchten: wenn das Landwasserviadukt einbräche oder eine Bergbahn abstürzte oder der Gotthardtunnel zum Grab würde.

5 — Monte-Rosa-Hütte: Von einer Hütte zu sprechen, fällt schwer angesichts der eleganten, einem Bergkristall nachempfundenen Unterkunft für Alpinisten im Monte-Rosa-Massiv. Moderne Architektur und archaische Berge: Hier verbinden sie sich in symbiotischer Weise.

6 — Château Chillon: Wasserburg, strategische Festung, Sitz von Grafen und Vögten, Zeughaus, Waffenlager, Invalidenhospital und heute das meistbesuchte historische Gebäude der Schweiz: Das auf einer Felseninsel gelegene Schloss Chillon mit den Walliser Alpen im Hintergrund diente auch als Gefängnis. Lord Byron widmete dem berühmtesten Häftling ein Sonett: «Chillon, ein Heiligthum sind deine Mauern / Und deines Kerkers Boden ein Altar». Hier schmachtete der Genfer Kleriker François Bonivard (1493–1570), der sich der Reformation und dem Freiheitskampf



5 *Moderne Architektur und archaische Berge.*

wider das Haus Savoyen anschloss. 1530 wurde er auf dem Weg nach Bern, wo er Unterstützung zu bekommen hoffte, von den Leuten Karls III. von Savoyen gefasst und auf Chillon gefangengesetzt. Berner Truppen befreiten ihn 1536, und Bonivard kehrte ins reformierte und republikanisch gewordene Genf zurück. Dass 1848 am selben Ort mit Bischof Marilley ein katholischer Glaubensheld eingekerkert wurde, daran mag man sich weniger gern erinnern. Etienne Marilley hatte die Vorrechte der Kirche im Erziehungswesen verteidigt und den Eid auf die neue, in seinen Augen gottlose Freiburger Kantonsverfassung nur teilweise gestattet.

7 — Baptisterium Riva San Vitale: Es sind oft kleinere, auf den ersten Blick unscheinbare Kostbarkeiten, die abseits der städtischen Zentren überlebt haben. Meist aus einem banalen Grund: Es fehlte das Geld, etwas Neues, Grösseres, «Besseres» hinzustellen. Zu dieser Liste der bedeutsamen alten Zeugnisse gehört die romanische Saalkirche von Zillis mit ihrer bemalten Holzdecke oder die um das Jahr 1000 entstandene Abteikirche von Romainmôtier. Das älteste erhaltene christliche Bauwerk der Schweiz findet sich im Tessin: das Baptisterium Riva San Vitale. Die im Innenraum achteckig

angelegte Taufkapelle weist bis ins fünfte Jahrhundert zurück.

8 — LC1: Schlicht wie sein Name ist auch das Design: Der Architekt und Stadtplaner Le Corbusier entwarf auch Möbelklassiker wie den LC1. Dieser Armlehnstuhl – stellvertretend für Le Corbusiers Gesamtwerk – muss nicht mal mit Kuhfell bezogen sein, um unter nationalen Heimatschutz gestellt zu werden.

9 — Flüeli-Ranft: Wie eine hölzerne Wabe klebt die Zelle an der oberen Ranft-Kapelle. Hier lebte Niklaus von Flüe (1417–1487) in völliger Bedürfnislosigkeit. «Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir.» Der Obwaldner Bergbauer, Ratsherr, Einsiedler und Mystiker wurde durch seine Weisheit und sein Wirken zum Landespatron der Schweiz.

10 — Under Steigli: Die kleine Schafalp am Pilatus kennt kaum jemand. Das ist auch nicht nötig. Der Anstieg ist anstrengend, umso mehr genossen wir als Schulbuben unsere kleine Freiheit, die ersten verkochten Älplermagronen, spielten bis weit in die Nacht hinein «Risiko» im fahlen Licht einer über uns baumelnden Gaslampe. Natürlich wäre es keine nationale Tragödie, wenn dieser Ort durch ein Naturereignis oder eine Unachtsamkeit zerstört würde. Das Under Steigli soll hier stehen für all unsere ganz persönlichen Seelenorte.

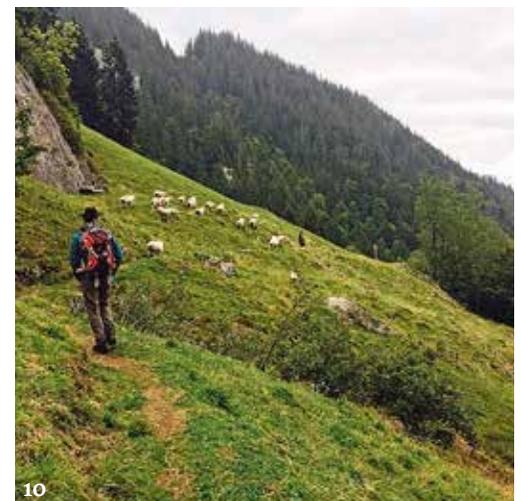
Es ist so: Der Schock über ein zerstörtes Kulturdenkmal geht tief. Luzern traf es gleich zweimal. Neben der Kapellbrücke brannte auch der alte Luzerner Bahnhof nieder, ein Werk von Hans Wilhelm Auer, dem Architekten des Bundeshauses. Die Glas-Metall-Vorhalle des heutigen Luzerner Bahnhofs entwarf ein junger Absolvent der ETH: der Spanier Santiago Calatrava, dessen futuristisch anmutende Bauwerke mittlerweile in der ganzen Welt stehen. Zerstörung ist oft auch Voraussetzung für das Schöpferische.



8 *Schlichter Klassiker.*



9 *Leben in völliger Bedürfnislosigkeit.*



10 *Ganz persönliche Seelenorte.*

Warum Komiker für die Politik ungeeignet sind

Von *Andreas Thiel* — Soeben wurde Wolodymyr Selensky zum neuen Präsidenten der Ukraine gewählt. Er ist nicht der erste Komiker, der sich so zum Narren macht.



Zeichen für Intelligenz? Ukraines neuer Präsident Selensky.

Komiker an die Macht? Das klingt wie «Kinder an die Macht». Im ersten Moment scheint der Gedanke irgendwie schön und lustig zu sein, im zweiten fletscht er die Zähne wie ein Kettenhund. Wer mit der wundervollen Aufgabe betraut ist, Kinder zu erziehen, um in ihnen den gesunden Menschenverstand zu fördern, weiss, was es hiesse, Kindern Macht zu übertragen. Es wäre die Installation eines Terrorregimes. Kinder sind Emotion pur. Sehr emotionale Menschen sind wahre Engel, wenn sie Aufgaben im Bereich von Seelsorge, Betreuung und Pflege ausfüllen. In Machtpositionen mutieren sie zu wahren Teufeln. Denn was wir als «Verstand» bezeichnen und den Kindern als Erziehung angedeihen zu lassen versuchen, ist nichts anderes als die Fähigkeit, Dinge aus emotionaler Distanz zu betrachten. Menschen, die diese Fähigkeit besitzen, nämlich die Fähigkeit, Dinge nüchtern zu betrachten, gelten allerdings eher als kalt und distanziert und eignen sich wiederum überhaupt nicht für soziale

oder seelsorgerische Berufe, in welchen Mitgefühl von grosser Bedeutung ist.

Um sich in einer Machtposition nicht von seinen eigenen Gefühlen korrumpieren zu lassen, wäre somit eine gehörige Portion Verstand

nötig, also sachliche Nüchternheit, was aber nicht sexy ist und womit man deshalb auch keinen Wahlkampf gewinnt. Lustig zu sein hingegen, ist sexy. Der neue ukrainische Präsident, Wolodymyr Selensky, hat in einem Interview



Keiner hörte auf den Inhalt: Kabarettist Rasser.



Fern von Ämtern: Cinque-Stelle-Gründer Grillo.

gesagt, dass Humor schon immer ein Zeichen für Intelligenz gewesen sei. Damit hat er vielleicht das Richtige gemeint, aber auf entlarvende Weise das Falsche gesagt. Humor ist gerade kein Zeichen für Intelligenz. Humor ist vielmehr ein Zeichen für gesunden Menschenverstand. Und Verstand ist etwas ganz anderes als Intelligenz. Die Intelligenz ist nichts anderes als die Rechenkapazität unseres Gehirns. Sie setzt keine emotionale Distanz zu irgendetwas

Der Verstand ist das erwachsene Element in uns, das wir in unseren Kindern zu fördern versuchen.

voraus. Aber genau diese emotionale Distanz wiederum macht den Verstand aus. Meine Mutter, zum Beispiel war Hebamme.

Wer schon die eine oder andere Geburt miterlebt hat, weiss, dass die emotionalsten Hebammen die besten sind. Gehen wir davon aus, dass alle Hebammen in dieser Betrachtung gleich gut ausgebildet sind und über gleich viel Erfahrung verfügen, dann ist die emotionalste Hebamme jene, die immer genau zum richtigen Zeitpunkt das Richtige tut oder sagt. Sie kann dem Geburtszimmer für längere Zeit fernbleiben, ist aber auf unerklärliche Weise immer dann zur Stelle, wenn sie gebraucht wird. Meine Mutter hat oft am Tisch mit meinem Vater politische Themen diskutiert. Mein Vater war Ingenieur und verfügt über sehr viel Intelligenz, also eine grosse Rechenkapazität des Gehirns. Die Argumente meines Vaters erschienen mir als Kind stets unwiderlegbar. Aber mein Bauchgefühl sagte mir, dass die Mutter trotz allem recht hatte. Und im Nachhinein stellte es sich dann ja auch in fast jedem Fall heraus, dass die Mutter tatsächlich recht gehabt hatte. Daraus zog ich den Schluss, dass meine Mutter zwar ein emotionaler Mensch war, aber über einen gesunden Verstand verfügte, während mein Vater vor allem einfach nur intelligent war.

Der Verstand ist das erwachsene Element in uns, das wir in unseren Kindern zu fördern



Entzündung: Reykjavíks Ex-Bürgermeister Gnarr.

versuchen. Die Emotionen hingegen sind das Kindliche in uns, das es auch als Erwachsener zu bewahren und zu schützen gilt. Der Verstand beaufsichtigt die Emotionen, lässt ihnen Freiraum und setzt ihnen Grenzen, wo sie drohen, gefährlich zu werden oder Schaden anzurichten. Und die Intelligenz ist auch so etwas Kindliches. Die Intelligenz gehört dringend vom Verstand beaufsichtigt. Ohne Aufsicht wird die Intelligenz genauso zum Tyrannen wie die Emotion. Der Buchhalter des Holocaust, Adolf Eichmann, muss ein sehr intelligenter Mensch gewesen sein, sonst hätte er eine solch logistische «Leistung», nämlich die Administration eines gutorganisierten millionenfachen Massenmordes, niemals erbringen können, aber er muss ohne jeden Verstand gewesen sein. Vielleicht hatte er Emotionen, aber über einen gesunden Verstand kann er nicht verfügt haben.

Stadtwappen auf den Unterarm

Was hat das alles mit Komikern in der Politik zu tun? Komiker sind Emotionalisten. Das Showbusiness ist ein reines Geschäft mit Emotionen. Dass Politiker im Wahlkampf sich vom Showbusiness inspirieren lassen, ist klar, weil erfolgversprechend. Wer eine nasse, graue Socke zu seinem Parteilogo kürt und eine umfassende Sanierung aller Abwasserleitungen verspricht, hat vielleicht Humor, betrachtet die Politik also aus entspannter, emotionaler Distanz, lockt aber keine Wähler an die Urnen. Das Geschäft mit den Emotionen ist auch gemeint, wenn das zeitgeistige Schimpfwort «Populismus» bemüht wird. In diesem Sinn sind Comedians, die die Zuschauer zum Lachen bringen und in ihnen damit die Ausschüttung von Glückshormonen verursachen, naturgemäss grossartige Populisten. Diese Be-

Wer den Thron besteigt, nimmt sich ernster als alle anderen.

gabung, mit den Emotionen der Masse spielen zu können, trifft bei erfolgreichen Comedians auf die verlockende Tatsache, dass Bekanntheit eine Grundvoraussetzung ist, um Wahlen zu gewinnen. Wer im Showbusiness bekannt geworden ist, hat eine Pole-Position für jedes politische Amt.

Die reinste Form des Humors ist die Selbstironie. Der jüdische Humor gilt als der feinste, weil er auf Selbstironie basiert. Über andere zu lachen, das ist einfach und setzt in keiner Weise Humor voraus. Über sich lachen zu können, setzt hingegen grosse emotionale Distanz zu sich voraus und somit einen sehr gesunden Menschenverstand. Menschen, die über keine emotionale Distanz zu sich verfügen, neigen dazu, sich zu ernst zu nehmen. Das trifft auf die Intelligenten genauso zu wie auf die Emo-

tionalen. Wer eine Machtposition anstrebt, muss sich schon sehr ernst nehmen, sonst käme er nicht auf eine so absurde Idee wie den Gedanken, Macht über andere ausüben zu müssen. Wer den Thron besteigt, nimmt sich ernster als alle anderen und macht sich somit zum Narren. Daher ist es nur konsequent, wenn das Volk gleich einen Narren auf den Thron hievt.

Ist der Komiker erst einmal König, betrachtet er das Volk im besten Fall weiterhin als sein Publikum und macht für dessen Applaus den Handstand. Der italienische Komiker Beppe Grillo hat sich wohlweislich bisher von sämtlichen politischen Ämtern ferngehalten. Denn wenn der grosse Schweizer Komödiant Alfred Rasser als gewählter Parlamentarier in Bern ans Rednerpult gegangen ist, warteten alle bloss auf Lacher, aber keiner hörte auf den Inhalt seiner Reden. Als der isländische Komiker Jón Gnarr von der Hälfte der isländischen Wählerschaft zum Bürgermeister von Reykjavík gewählt wurde, liess er sich als erste Amtshandlung das Stadtwappen auf den Unterarm tätowieren. Das Wappen entzündete sich, und Jón Gnarr verbrachte seine ersten Tage im Amt nicht in seinem Amtssitz, sondern im Spital von Reykjavík. Das ist die reinste Allegorie der Macht: Macht ist ein schlechter Witz und der Politiker ein davon entzündeter Narr.

Grosse Bücher Grosse Autoren

Eine Gesprächs- und Lesereihe von Pia Reinacher und der VHSZH

Montag, 29. April, 19.30 Uhr
Lutz Jäncke: «Das Gehirn und der literarische Einfall»

Hanspeter Müller-Drossaart liest

Montag, 6. Mai, 19.30 Uhr
Robert Menasse: «Die Hauptstadt»

Gesprächsleitung
Pia Reinacher, Kritikerin und Autorin

Ort
Uni-Zentrum, Rämistrasse 71, Zürich
Tickets Fr. 30.– (inkl. Apéro) an der Abendkasse oder
www.grossebuchergrosseautoren.ch

Unterstützt von:
Prof. Dr. Ursula Spichiger-Keller
Dr. Corinna T. Sievers
MUELLER Consulting & Partner

Generäle siegen, Soldaten fallen

Von Christoph Mörgeli

Am Schluss wurde der Druck zu gross. Ex-Generäle und Milizoffiziere wünschten die Korpskommandanten Philippe Rebord und Daniel Baumgartner ins Pfefferland. Weil sie wissen: Mit diesen beiden Spesenrittern wird die Armee keine Beschaffungsvorlage vor dem Volk gewinnen. Mit Rebord und Baumgartner donnern die neuen Kampfflugzeuge mit Vollschub in die Wand. Verteidigungsministerin Viola Amherd wurde Armeechef Rebord sanitärisch los. Denn als Soldat müsste er buchstäblich gut im Schuss sein.

Noch mehr zu reden gibt der zweite Rücktritt. Ausbildungschef Daniel Baumgartner wird Verteidigungsattaché in Washington. Mit 300 000 Franken Jahreslohn. Inklusiv steuerliche Bevorzugung. Generäle siegen, Soldaten fallen. Seinen Mitarbeitern schrieb Baumgartner, er verlasse sein Amt «auf eigenen Wunsch und ohne jeden Druck von aussen.» Um fortzufahren: «Eine Kampagne von aussen» mache ihm das weitere Wirken unmöglich. So viel zur Logik des früheren Logistikchefs. Bei der «medialen Darstellung der Spesengeschichte» sei vergessen worden, «dass eine Disziplinaruntersuchung zum Schluss gekommen ist, dass ich als Chef Logistikbasis keine disziplinar- oder strafrechtlich relevanten Verstösse begangen hatte».

Die Uniformierten sind oft die Uninformierten. Der Bericht des früheren Zürcher Oberstaatsanwalts Ulrich Arbenz hält fest, dass Daniel Baumgartner Geschenke im Wert von fast 5000 Franken verteilt habe. Dabei handle es sich um unzulässige Ausgaben zulasten des Bundes. Baumgartner habe sorgfaltswidrig gehandelt, nämlich «fahrlässig im Umgang mit den Finanzmitteln des Bundes». Eine Disziplinarmassnahme sei nicht notwendig, weil Baumgartner inzwischen die gültigen Massstäbe anwende. Arbenz erwähnte aber die Möglichkeit einer Verwarnung.

Der Bericht wich einer strafrechtlichen Würdigung aus, ob Baumgartner allenfalls vorsätzlich oder eventualvorsätzlich gehandelt hat. Die konsultierten Strafverfolgungsbehörden haben kein Strafverfahren eröffnet. Ein Freispruch erster Klasse ist der Untersuchungsbericht mitnichten. Schon gar keine Empfehlung für den begehrtesten Posten der Militärdiplomatie. Auf Baumgartners Bundesspesen gingen auch viele Gläser Alkoholika. Und ein Jahresrapport für eine halbe Million mit Sängerin Fabienne Louves. Kinder spielen gern Soldaten. Aber müssen Soldaten Kinder spielen?

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

General als Opium für das Volk

Von Peter Bodenmann — Der französische Fünf-Sterne-General Georgelin verlor am Hindukusch die Schlacht gegen die Taliban.



Nächster Kampf des gläubigen Katholiken: Jean-Louis Georgelin.

Bisher besuchten jährlich 14 Millionen Menschen die Kathedrale Notre-Dame de Paris. In fünf Jahren – wenn das Bauwerk in neuem Glanz erstrahlen soll – werden es noch mehr sein. Denn wenig fasziniert die Menschen mehr als die Zerstörung durch Feuer und die Auferstehung aus den Ruinen.

Die französischen Steueroasen-Milliardäre haben ein schlechtes Gewissen. Deshalb haben einige von ihnen über Nacht je 100 Millionen Franken für den Wiederaufbau zugesagt. Sie greifen dem Präsidenten, der konsequent ihre Interessen vertritt, so unter die Arme. Sie wollen bewusst oder unbewusst verhindern, dass die richtigen Fragen gestellt werden.

Die wichtigste Touristenattraktion Frankreichs war nicht versichert. Der bauliche Zustand der Kathedrale wegen fehlender Versicherungsinspektoren seit Jahr und Tag mehr als lamentabel. Es gab und gibt keine Pulver- und Wassersprinkler. Es fehlte an Feuermeldern der neuesten Generation. Genauso wie an Wärmekameras und Brandwachen während der angelaufenen Renovierungsarbeiten.

Der Neoliberalismus lässt den Sozialstaat gezielt ausbluten und machte aus dem eindrucklichsten Bauwerk des stolzen Frankreichs ein Sparopfer der Flammen. Alles halb so schlimm: Die Kölner stellten – nachdem Dombaumeister Gerhard 1271 bei einem Kontrollgang vom Gerüst gestossen worden war – während fast 600

Jahren ihren einmaligen Dom nicht fertig. Die gutgelaunten rheinländischen Pfaffen verbubelten ihre Tantiemen aus dem Ablasshandel stattdessen lieber für private Vergnügen. Und trotzdem beeindruckt diese Jahrhunderte zu spät fertiggestellte Kathedrale alle, die sich auf der Domterrasse ein Kölsch genehmigen.

Um vom Aufstand der *gilets jaunes* abzulenken, soll sich die ganze Welt am Wiederaufbau der Kathedrale Notre-Dame de Paris beteiligen. Und als Zeichen und Ausdruck der fortschreitenden Militarisierung Frankreichs wird ein Fünf-Sterne-General die Renovation der Kathedrale befehlen. Für den siebzig Jahre alten Jean-Louis Georgelin ist klar: «Diese Mission ist ein Kampf.» Vergleichbar mit seinen Einsätzen im Balkan und in Afghanistan, die er als Chef der französischen Armee geleitet habe. Macron hätte sich gescheitert vom Vatikan ein paar taffe Jesuiten und Klosterfrauen ausgeliehen, die etwas von Bau- und Kirchenkunst verstehen.

Hat Nero die Stadt Rom in Brand gesetzt? Zwischenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis: Nein. Aber er hat den Brand benutzt, um im Rahmen des an sich sinnvollen Wiederaufbaues Raum unsinnige Paläste für sich bauen zu lassen. Alles kurz bevor er den Verstand verlor. Macron nutzt den Brand politisch. Wie klug, bleibt offen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Kampf um die Weltherrschaft

Von Kurt W. Zimmermann — Welches ist das wichtigste Medienangebot der Welt. Die *New York Times* ist es nicht mehr.

Es gibt eine Grundregel im Journalismus. Wenn ein Zeitungsartikel extrem lang ist, dann hat die Zeitung eine Mission.

Der Artikel der *New York Times* war extrem lang. Auf über zehn Seiten attackierte das Blatt den australischen Medienunternehmer Rupert Murdoch. Die Attacke war in ruppigem Boulevardstil und breitete seitenweise intime Interna der Familie aus.

Dann kam man zum Punkt. Murdoch, so tönte das Blatt, unterstütze mit seinen US-Medien Donald Trump und habe damit «die wichtigste Demokratie der Welt destabilisiert». Zudem war Murdoch mit seiner *Sun* für den Brexit und habe so auch gleich noch Europa destabilisiert.

Der Artikel, eben erschienen, war ein Ruf aus der Not. Die *New York Times* hat ihre Position als wichtigste Redaktion der Welt verloren. Ausgerechnet zwei Angebote Murdochs, das *Wall Street Journal* und Fox News, haben sie überholt. Die New Yorker holten darum zum Vergeltungsschlag aus.

Welche Medien sind wichtig? Listen wir einmal die zehn wichtigsten Angebote dieser Welt auf.

10 — **RT: Russia Today** ist der Auslandssender des Kreml. In vier Sprachen ist Wladimir Putins Kanal weltweit auf Sendung. Er ist als Quelle unverzichtbar für alle politischen und journalistischen Russland-Experten.

9 — **Economist:** Das Wochenmagazin aus England ist ein Auflagenwunder. Es wächst und wächst. Von den 1,4 Millionen weltweiten Exemplaren wird fast die Hälfte in den USA verkauft. Der Stil ist knapp und konzis.

8 — **The Times/The Sunday Times:** Die Zeitung Murdochs stellt noch immer die führende Redaktion des Commonwealth. Wie kaum eine andere Zeitung weltweit hat das Blatt die journalistische Tugend der kühlen Distanz bewahrt.

7 — **South China Morning Post:** Das Blatt aus Hongkong gehört der Alibaba Group und unterliegt nicht der Zensur aus Beijing. Es ist darum – anders als der staatliche Konkurrent *China Daily* – die beste Quelle für News aus China.

6 — **CNN:** Der liberale Sender hat seine Position als publikumsstärkster News-Channel verloren. Er bleibt aber ein sicherer Wert, weil er weltweit in fast allen Kabelnetzen präsent ist. Bei Aktualität – von 9/11 bis Notre-Dame – ist er oft ein *Must*.

5 — **New York Times:** Die Zeitung war ein Symbol des unabhängigen Journalismus. Sie



Kühler Kopf: BBC World News.

bleibt eine Grösse, hat sich aber in erstaunlicher Einseitigkeit in ein Fan-Magazin für Trump-Hasser verwandelt. Das brachte zwar neue Abonnenten, aber auch einen spürbaren Verlust an Glaubwürdigkeit.

4 — **Financial Times:** Die *FT* aus London ist und bleibt der Masstab für Wirtschaft und Wirtschaftspolitik. Der eiskalte Ton, mit dem Manager, Unternehmer und Politiker beschrieben werden, ist das gefürchtete Markenzeichen der Redaktion.

3 — **Fox News:** Murdochs Kanal ist pro Trump und damit die Gegenposition zur *New York Times*, auch wenn die Verbissenheit hier etwas weniger penetrant ist. Der grosse Unterschied ist aber, dass der mächtigste Mann der Welt auf den Sender hört und auf die Zeitung nicht.

2 — **Wall Street Journal:** Seit der Übernahme durch Murdoch ist das Finanzblatt auch zum führenden politischen Faktor geworden. Anders als *New York Times*, CNN und Fox liess man sich nie in ein Lager drängen – und ist damit zum wichtigsten öffentlichen Taktgeber geworden.

1 — **BBC World News:** In einer Welt der journalistischen Lagerbewirtschaftung hat die BBC kühlen Kopf bewahrt. Es gibt keine andere News-Plattform, welche die journalistischen Standards wie Objektivität und Fairness derart mustergültig umzusetzen versucht. Cool Britannia.

Unter Palmen

Von Henryk M. Broder — Claudia Roths Reise um die Welt.

Die grüne Politikerin Claudia Roth hat es weit gebracht – von einer Hilfsdramaturgin am Landestheater Schwaben in Memmingen und Managerin der Rockband Ton, Steine Scherben



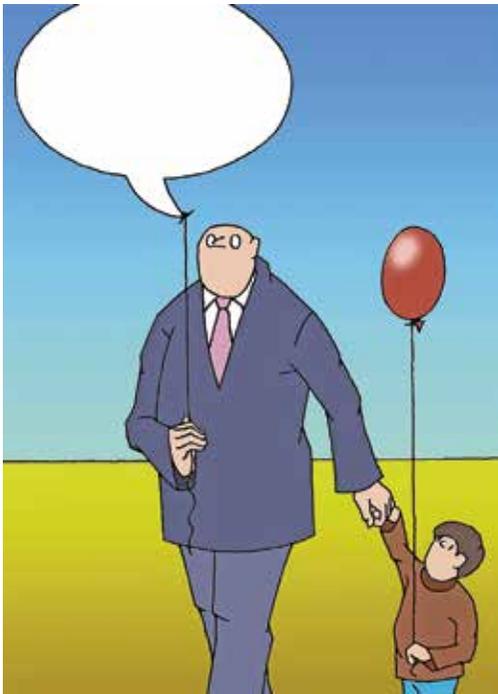
über das Europäische Parlament, wo sie als Vizepräsidentin des Parlamentarischen Ausschusses EU-Türkei wirkte, den Bundestag, wo ihr der Vorsitz im Ausschuss für Menschenrechte und humanitäre Hilfe übertragen wurde, bis zu der stellvertretenden Präsidentin des Bundestages. Nicht schlecht für eine Politikerin, die ihre Karriere dem anfänglichen Frauenmangel bei den Grünen und ihrem Talent verdankt, sich als engagiert, mutig und selbstlos zu inszenieren. Wobei es sie nicht stutzig macht, dass sie trotz ihrer grossen Popularität noch nie direkt in den Bundestag gewählt wurde, sondern immer nur über einen sicheren Platz auf der bayrischen Landesliste der Grünen.

Claudia Roths wichtigstes Anliegen ist das Klima, die Abwehr einer globalen Katastrophe. In dieser Frage demonstriert sie eine vorbildliche Opferbereitschaft, bis an den Rand der Selbstaufgabe. So ist sie vor kurzem, zusammen mit zwei weiteren Mitgliedern des Bundestages, sehr weit geflogen, von Berlin über Bangladesch und Brisbane auf die Salomon-Inseln, weiter nach Nauru, Kiribati, die Fidschi-Inseln und über Sydney zurück nach Berlin. Alles in allem 41 000 Kilometer, fast eine Erdumrundung in 14 Tagen. Und überall, wo sie das Flugzeug verliess, machte sie nicht etwa Urlaub unter Palmen, sondern erkundigte sich nach den Folgen des Klimawandels für die einheimische Bevölkerung – obwohl Mann und Frau alle diese Infos inzwischen einfacher und schneller im Internet finden kann.

Die Reise wurde einen Tag im Voraus auf der Seite der Bundestags-Pressestelle in einer Mitteilung angekündigt. Hinterher brauchte das Team von Claudia Roth mehr als vier Wochen, um auf der Roth-Homepage über die Expedition zu berichten. Und auch das geschah erst, nachdem *Bild* im Roth-Büro mit der Frage vorstellig wurde, «ob dem Klima nicht mehr geholfen wäre», hätte sich die Vizepräsidentin des Bundestages «die Reise gespart». Für Hinz und Kunz, so wollen es die Grünen, soll das Fliegen teurer werden. Sie selber haben damit kein Problem. Die Kosten für ihre Ausflüge in die weite Welt übernimmt der Steuerzahler.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn journalistische und investigative Berichterstattungen durch politisches Kalkül und überbordendes Machtgehabe seitens Personen, die in in der nationalen Politik aktiv sind/waren, durch juristische Mittel zensuriert werden, den Artikel als Aussenstehende trotzdem im Internet veröffentlichen?

Jessica Zimmermann, Surcuolm

Man muss Ihre Frage mindestens dreimal lesen, um nicht wirklich zu verstehen, was nicht gemeint sein könnte. Chapeau, geschätzte Frau Zimmermann, Sie haben die Lage präzise erfasst. Meine Antwort ist glasklar: Wenn Sie von mir hören würden, wohlan Sie dürfen, ja Sie sollten sogar unbedingt, dann müsste ich grundsätzlich darauf beharren, dass Sie mich missverstanden haben.

Alex Baur

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Diese Abstimmung ist daher im Sinn der Rechtsgleichbehandlung zu wiederholen.» *Hermann Dür*

Auf der Basis falscher Zahlen

Nr. 16 – «Der Staatsstreich von Lausanne»; Urs Paul Engeler über die Annullierung der Volksinitiative «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe»

Das Urteil, so das Bundesgericht, zeige auf, dass das Stimmvolk erwiesenermassen auf Basis von falschen Zahlen des Bundesrates abgestimmt habe und die Abstimmung daher zu wiederholen sei. Exakt denselben Sachverhalt hatten wir bei der Abstimmung zur Personenfreizügigkeit: Der Bundesrat sprach von 8000 Nettozuwanderern pro Jahr, es kamen aber 80 000. Das Stimmvolk stimmte somit erwiesenermassen auf der Basis falscher Zahlen ab. Diese Abstimmung ist daher im Sinn der Rechtsgleichbehandlung zu wiederholen.

Hermann Dür, Burgdorf

Ich, ein etwas mehr als 91 Jahre alter Schweizer, Abonnent der *Weltwoche*, kämpfe seit Jahren für die Abschaffung der «Heiratsstrafe», welche die Verheirateten als Steuerzahler und Bezüger der AHV, die bis zur Pensionierung gearbeitet haben, gegenüber den Konkubinatspaaren diskriminiert. Politisch bin ich kein Anhänger der CVP, sondern eher rechtsgerichtet und für Ruhe und Ordnung, aber ich bin der CVP dankbar für ihren Einsatz zugunsten der Eheleute. Wenn sich der Autor des Artikels die steuerlichen und anderen Ungerechtigkeiten für die Verheirateten ansieht, wird auch er zum Schluss kommen, dass es richtig ist, angesichts der enormen Zahl von betroffenen und zukünftig betroffenen Ehepaaren die Abstimmung zu wiederholen.

René M. Levkowicz, Forch

Verzweifelte Gegnerschaft

Nr. 16 – «Fast ein Sakrileg»; Peter Keller über die Abstimmung zum neuen Waffengesetz

Die Waffengesetzgegner unterschlagen eine eingehende Analyse über die Resultate der Auswirkungen der Reformen des Waffengesetzes von 1999 und 2006. Die Schlussfolgerungen mit klaren Fakten zeigen markant sinkende Zahlen von Tötungen mit Schusswaffen. Da das Gesetz eine Mehrheit beim Souverän finden wird, geht die verzweifelte Gegnerschaft sogar so weit, den Befürwortern zu unterstellen, dass diese mit einem Ja den EU-Beitritt durch die Hintertüre einleiten. Ich befürworte das neue Waffengesetz, weil ich im sicheren Schengen-Raum mit Terror- und internationaler Kriminalitätsbekämpfung und dem Wirtschaftsstandort bleiben will. Hingegen werde



«Die Perle jeder Fabel ist der Sinn.»

ich niemals einem EU- oder Nato-Beitritt oder einer Teilnahme an der militärischen Sicherheitsarchitektur Europas zustimmen.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Mit Ironie und Akribie

Nr. 16 – «Mythen und Wirklichkeit»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Mein Mann und ich waren hingerissen von Christoph Mörgelis Betrachtung über Mythen und Wirklichkeit. Er hat eine wunderbare Gabe, mit Ironie und Akribie das auszudrücken respektive aufs Korn zu nehmen, was uns in Rage versetzt hat bei der Lektüre von Eric Gujers unsäglichem Artikel über die Schweiz und ihre Mythen in der NZZ vom 12. April. Zudem hat der Kolumnist das Kunstwerk einer konzisen Darstellung, die sein Anliegen auf den Punkt bringt, fertiggebracht. Uns erschüttert, wie Gujer versucht, die schweizerischen Mythen zu demonstrieren – als ob es relevant wäre, wie real die historischen Figuren waren oder sind. «Die Perle jeder Fabel ist der Sinn», so wird Gottfried Keller in der Entgegnung treffend zitiert. Wenn dies nicht Teil des Bewusstseins eines Chefredaktors ist, sollte dieser abtreten.

Elisabeth Sauter-Frey, Zürich

Plötzlich alles glaubwürdig

Nr. 15 – «Hört nicht auf die Klimapopulisten!» von Martin Rhonheimer

Liebe Klimaänderungs-Verleugner, ernsthaft: Glauben Sie wirklich, was Sie da schreiben? Der

Artikel ist inkohärent und wirkt konstruiert. Es ist doch völlig absurd, man verdreht einfach alles so krass, dass es irgendwie plötzlich glaubwürdig sein soll. Die Wissenschaftler werden zu Unwissenden und plötzlich reich mit ihren Lügen, das einfache, unstudierte Volk aber durchschaut den Schwindel. Klar, es gibt auch schlechte Wissenschaftler, und es gibt Zufallsergebnisse. Wenn aber die Mehrheit der Studien zu den gleichen Ergebnissen kommt, kann man davon ausgehen, dass zumindest etwas Wahres dran ist. *Flurin Foppa, per E-Mail*

Warum lässt die Politik sich das gefallen?

Nr. 15 – «Die gelbe Gefahr»;
Florian Schwab über die Post

Als (Klein-)Unternehmer kann ich die Postcard meiner Kundschaft nur akzeptieren, wenn ich zwingend bei der Postfinance ein Konto eröffne. Für alle anderen bargeldlosen Zahlungen kann ich ein Konto bei einer Bank meiner Wahl einsetzen. Warum lassen Unternehmen sich das gefallen? Warum lässt die Politik sich das gefallen? 2013 schrieb die *Handelszeitung*, dass «die Wettbewerbskommission sich die Sache anschauen» will. Was ist seither geschehen?
Ed Belser, Horgen

Europathema wurde ausgeblendet

Nr. 15 – «Zerschellende Wahlwellen»;
Kolumne von Christoph Mörgeli

Es ist auffällig, wie früh schon aus kantonalen Wahlergebnissen nationale Wahlprognosen abgeleitet wurden. Der Autor zeigt am Beispiel der Grünen voreilige Modewellen auf. Langfristige Entwicklungen werden ausgeblendet. So etwa, dass sich im dichten schweizerischen Parteiengeflecht ein Wähleranteil von 30 Prozent wie bei der SVP fast zwangsläufig wieder einmal abwärtsbewegen muss, Klima- oder Ausländerthema hin oder her. Umgekehrt war voraussehbar, dass bei der FDP und der SP nach ihren starken Wahlverlusten das Pendel wieder nach oben ausschlagen dürfte. Ganz generell profitieren bei guter Konjunktur die bürgerlichen Parteien, bei schlechtem Wirtschaftsgang die Linksparteien. Innerhalb von Links-Grünlichen die Grünen als einstige Einthemenpartei ihr Themenspektrum immer mehr dem SP-Programm an, so dass meistens die Formel gilt: Gewinnt die Grüne Partei, verliert die SP – und umgekehrt. Ein ähnliches Axiom spielt zwischen der FDP und der SVP. Völlig ausgeblendet bei den Wahlprognosen – neben den gegenläufigen Tessiner Wahlergebnissen – wurde das Europathema. Die klaren Positionen von FDP und Grünliberalen auf der einen, von der SVP auf der andern Seite werden beim Wähler auf mehr Resonanz stossen als das merkwürdige Lavieren der SP und der CVP. Letzterer bläst zudem auch der Zeitgeist entgegen. *Silvio Bircher, Aarau*

Anfänglicher Jubel

Nr. 15 – «Deutschlands Wirtschaft wird demontiert» von Beat Gygi

In diesem Artikel bleibt die grösste Hypothek unerwähnt: Das Land muss einen Grossteil der geschätzten 1,5 Millionen Zuwanderer der letzten Jahre mit den Fähigkeiten ausrüsten, die es braucht, um im Arbeitsmarkt bestehen zu können. Der anfängliche Jubel der Arbeitgeber über die gutausgebildeten, dringend benötigten Arbeitskräfte ist denn auch rasch verklungen!

Peter Zweifel, Bad Bleiberg (A)

Gretas Enkeltrick

Nr. 14 – «Greta GmbH»; Katerina Janouch über den Klimaaktivismus

Gretas grösster Verdienst ist es, einen modernisierten, leicht nachahmbaren und (noch) nicht strafbaren Enkeltrick entwickelt zu haben. Sie und ihre emotionale PR-Maschinerie ziehen unter Vorspiegelung der entwickelten Panikszenerien Gelder und Stimmen der Gläubigen wie ein Magnet an. Da Kinder unter achtzehn bekanntlich kein Stimmrecht haben, sollen doch Eltern und Grosseltern etwas für ihre Zukunft tun. Der bekannte Enkeltrick eben, ausgeweitet auf Geld und Wählerstimmen. Bravo!

Philipp Kress, Oberembrach

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M.

Der Experte für alle Lebenslagen

Ich weiss nicht, wer Sie sind, aber gemäss Ihren Antworten sind Sie ein lebenserfahrener Mensch. Können Sie mir sagen: Wie erhält man einen einigermaßen realistischen Blick auf die Welt? Was ist das Geheimnis Ihrer Urteilskraft?

Wolfgang F., Biel

Wer Augen hat, der sehe, wer Ohren hat, der höre. Mit grosser Lebenserfahrung kann man das Ganze besser einordnen. Das gibt einen einigermaßen realistischen Blick auf die Welt und die Vorgänge auf dieser Welt. Aber ganz frei von Fehlurteilen ist man nie. Alles auf der Welt kann man nicht verstehen und nie alles vorhersehen. Oft hilft einem aber, zu erkennen, was geschehen könnte und was nach allgemeiner Lebenserfahrung am ehesten folgen wird. Aber es gilt nach wie vor, was der weise Sokrates gesagt hat: «Ich weiss, dass ich nichts weiss.»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Neu:
Mit Bildern
und
Illustrationen



Ach, Europa!

Nimmt die Schweiz das Rahmenabkommen an, wird sie eine Verfassungskrise erleben wie Grossbritannien mit dem Brexit, sagt der Historiker Oliver Zimmer. Auf einer Pub-Tour durch Oxford spricht er über den Grundwiderspruch der EU und das fehlende Freiheitsgefühl vieler Liberaler. *Von Erik Ebnetter*

Oliver Zimmer steht am Eingang des University College in Oxford, die dünne Daunenjacke unter dem Jackett hochgeschlossen. Es ist ein kühler, grauer Samstagnachmittag im April. Auf der High Street im Zentrum, wo das University College liegt, sind nur wenige Leute unterwegs. Die Touristen kommen erst im Sommer in grosser Zahl nach Oxford, und viele Studenten haben die Stadt für die Triesterferien verlassen. Schräg gegenüber erhebt sich die Radcliffe Camera, ein Rundbau im neoklassischen Stil und an sonnigen Tagen ein beliebtes Fotosujet. Früher war dort eine Bibliothek untergebracht, heute dient das Gebäude als Lesesaal. In unmittelbarer Nähe befinden sich weitere Colleges: All Souls, Brasenose, Queen's. Die Universität prägt das Stadtbild von Oxford. Aber was heisst schon Stadt?

Die Universität, deren Geschichte bis in das 11. Jahrhundert zurückreicht, besteht aus 44 Colleges und Permanent Private Halls. Sie bilden eigentliche Städte in der Stadt: kleine Gemeinschaften, oft versteckt hinter hohen Mauern, mit Wohn- und Lehrgebäuden, grosszügigen Gärten, Kirchen, Sportteams und Wappen. Das University College zählt zu den ältesten Institutionen von Oxford und soll 1249 von William von Durham, einem Geistlichen aus Nordengland, gestiftet worden sein. Oliver Zimmer lehrt hier moderne europäische Geschichte. Aufgewachsen im Zürcher Oberland, lebt er seit 1994 in Grossbritannien, erst in London, später in Durham, nun in Oxford. Er hat per Mail vorgeschlagen, ein Gartenrestaurant vor der Stadt zu besuchen, gleich an der Themse, die hier «Isis» genannt wird – nur das Wetter spielt nicht mit. «Wie wäre es mit einem Pub?», fragt er nun stattdessen.

Gin und Chips

Eine Viertelstunde später sitzen wir im «Lamb and Flag», das zum St. John's College gehört. An den Holzwänden des Lokals prangen die Wappen der Colleges und Halls, und an einer Stelle hängen zwei Ruder. Sie erinnern an den klassischen Zeitvertrieb der akademischen Jugend von Oxford. Einmal im Jahr, immer im Frühling, messen sich die besten Ruderer der Universität mit ihren Kollegen aus Cambridge auf der Themse in London. Die Strecke misst fast sieben Kilometer, und Tausende Zuschauer säumen am Renntag die Flussufer, während Journalisten live in das ganze Land berichten. Das Boat Race, wie die Regatta heisst, existiert

seit 1829 und gehört zu England wie der Pub-Besuch am Samstagnachmittag.

Oliver Zimmer hat einen Gin Tonic und Chips bestellt. Es ist ein Apéro, wie er englischer kaum sein könnte, und tatsächlich ist Zimmer längst schon britischer Staatsbürger. Allerdings interessiert er sich mehr für Eishockey als für Rudern, und als klassischer Pub-Gänger möchte er sich auch nicht bezeichnet wissen. «Ich bin ja eher Champagner-Sozialist», sagt er und nippt an seinem Drink, ein angedeutetes Lächeln im Gesicht. Eben hat er im *Magazin* von Tamedia einen Essay veröffentlicht: «Freiheit muss gefühlt sein». Zimmer empfiehlt darin einer «Volkspartei», gemeint ist die FDP, «ein wenig mehr andächtige Scheu vor dem Wort liberal – dafür etwas weniger kosmopolitische Semantik aus dem Facebook-Repertoire». Zustimmend zitiert er Alexis de Tocqueville, den «grossen Franzosen» und Denker des Liberalismus. Natürlich ist Zimmer kein Sozialist.

Er ist es schon deshalb nicht, weil er sich nicht einfach als Materialisten versteht. Er denkt nicht unentwegt darüber nach, wie sich Kapital umverteilen liesse, und sein Liberalismusideal erschöpft sich auch nicht in steigenden Börsenkursen und sinkender Staatsverschuldung. Zimmer eröffnet seinen

«Ich sehe schon die Karikaturen vor mir: <Was, du gehst immer noch abstimmen?!>»

Essay im *Magazin* mit der Frage: «Was muss eine Volkspartei tun, um ihre Glaubwürdigkeit nachhaltig, ja vielleicht sogar irreversibel zu beschädigen?» Und er antwortet darauf mit einem einzigen Satz: «Sie muss ihren Wählern bei Fragen von staatspolitisch zentraler Bedeutung stets wirtschaftliche Motive unterstellen.» Als Schweizer und Brite liegt es bei ihm nahe, welche Fragen er damit meint: das Rahmenabkommen und den Brexit.

Er überlegt einen Moment, wie er das Problem schildern soll. «Politische Fragen müssen politisch entschieden werden», sagt er schliesslich. Es ist ein Zitat von Ralf Dahrendorf, dem deutsch-britischen Soziologen, der EG-Kommissar für Aussenhandel war, ehe er nach Grossbritannien auswanderte, wo er bis in das House of Lords aufstieg. Als er seinen Titel wählte, entschied sich Dahrendorf, ganz Republikaner, für Baron of Clare Market in

the City of Westminster, nach einem Parkplatz bei der London School of Economics, wo er als Professor und Rektor arbeitete. Dieser trockene Humor, wie er in Grossbritannien üblich ist, gefällt Zimmer. Und er hat grosse Sympathien für zwei Aufsätze, die Dahrendorf im Sommer 1971 veröffentlichte, um davor zu warnen, politische Unterschiede in Europa einzuebneten.

«Dahrendorf hat damals schon formuliert, was heute immer noch gilt», sagt Zimmer. «Die europäischen Eliten wollen die Nationen entpolitisieren. Sie beschwören die kulturelle Vielfalt – den französischen Käse, die deutschen Autos, die italienischen Schuhe – und ignorieren die politische Vielfalt. Deshalb soll nur die Kultur ein Wert an sich sein?» Als Beispiel nennt er die Schweiz: «Was passiert, wenn wir das Rahmenabkommen gutheissen, aber mit dem Referendum ein europäisches Gesetz nach dem anderen ablehnen?» Er lässt die Frage für einen Moment im Raum stehen. «Ich kann es natürlich nicht mit Sicherheit sagen, aber ich glaube, die direkte Demokratie würde zur Folklore, weil sich die Referendumsergebnisse kaum durchsetzen liessen.» Zimmer lächelt. «Ich sehe schon die Karikaturen vor mir: <Was, du gehst immer noch abstimmen?!> Die Zeitungen wären voll damit. Ist das der Fortschritt, von dem Juncker und Tusk reden?»

Euro als Turbolader

Wenig später kommt er auf diesen Punkt zurück. «Folklore ist eigentlich noch zu harmlos ausgedrückt», sagt er. «Das Verhalten der europäischen Eliten schwächt die demokratische Mitbestimmung in den einzelnen Ländern und beschädigt deren politische Kultur.» Das sehe man in Grossbritannien. «Egal, wie die Brexit-Debatte ausgeht, die etablierten Parteien haben einen massiven Vertrauensverlust erlitten. Das kann man einem Land, wo das Parlament so wichtig ist, nicht wünschen.» Immerhin wisse man nun, was auf die Schweiz zukommen könne. Sollte sie das Rahmenabkommen annehmen, prophezeit Zimmer seiner alten Heimat eine konstitutionelle Krise, wie sie seine neue Heimat gegenwärtig erlebt. «Die EU definiert das gesellschaftliche Zusammenleben nicht politisch-demokratisch, sondern über Rechtscodes und Verfassungsgerichtsbarkeit. Das würde in der Schweiz mit ihrer Milizdemokratie zu gewaltigen Spannungen führen.»



«Der wahre Weltbürger steht zu seiner Provinzialität»: schweizerisch-britischer Doppelbürger Zimmer.

Dass Europapolitik weitherum eher destabilisierend wirkt, wo die EU den Kontinent doch einigen will, erklärt er mit einem «Grundwiderspruch»: «Die EU imitiert den Nationalstaat, den sie wiederum als Gefahr dämonisiert.» Was die EU in einer perfekten Welt denn wäre? Zimmer zögert. «Ich würde sagen, sie wäre eine echte Föderation, die unterschiedliche nationale Sensibilitäten zuliesse. Ein Experiment mit offenem Ausgang, kein Möchtegern-Bundesstaat, der sich aus Mangel an Zustimmung als Imperium geriert.» Als Negativbeispiel nennt er den Euro: «Er sollte als Turbolader wirken und die Reise in den Bundesstaat um hundert Jahre verkürzen, weil die Politiker diese Einigung noch erleben wollten.» Das Resultat, zumal in Südeuropa, sei verheerend: «soziale Verwerfungen» und «politische Radikalisierung».

Wir verlassen das «Lamb and Flag» und gehen stadtauswärts. Zimmer erzählt in leicht ironischem Ton, wie er damit zuwarte, seinen britischen Pass zu erneuern. Die Mitgliedstaaten der EU haben einheitliche Pässe in Bordeauxviolett. Die britischen Pässe waren früher blau und sollen es bald wieder sein. Zimmer wünscht sich einen blauen Pass. «Der wahre Weltbürger steht zu seiner Provinzialität. Das unterscheidet ihn vom eingefleischten Provinzler», schreibt er in seinem jüngsten Essay. Darauf angesprochen, muss er lachen. Gleichzeitig ist es ihm ernst: Wer die Globalisierung einfach als universale Heilsgeschichte begreife, sei bestimmt nicht der Kosmopolit, für den er sich halte – möge er noch so ostentativ in der *Financial Times* blättern.

It's the politics, stupid!

Diese Kritik hat er mehrmals schon vorgebracht. Vor gut einem Jahr schrieb er im *Magazin* eine Kolumne über Bill Clinton, den früheren amerikanischen Präsidenten. Er zitierte dabei aus einer Rede, die Clinton über Nationalismus und Globalisierung gehalten hatte: «Es handelt sich hier um eine sehr alte Geschichte. Sie dreht sich um die Frage, ob wir in einer Wir-gegen-die-anderen-Welt leben möchten oder in einer Welt, die wir miteinander teilen.» Zimmer kommentierte: «Die offene Welt der Aufgeklärten gegen den hässlichen Kosmos der Populisten – auf eine simplere Formel lassen sich die sozialen Konflikte unserer Zeit kaum bringen.» Und wie lassen sich diese Konflikte eher lösen: wirtschaftlich oder politisch? Bill Clinton, der Absolvent des University College von Oxford, erklärte 1992 im Wahlkampf um die amerikanische Präsidentschaft: «It's the economy, stupid!» Oliver Zimmer, der Professor am University College, erwidert heute sinngemäss: «It's the politics, stupid!»

Wir sind im «Gardener's Arms», einem typischen Quartier-Pub, und Zimmer hat einen Cider in der Hand. Jeden Sonntagabend gibt es hier ein Quiz. Vor einiger Zeit sprach Zimmer in



«Hier verkehrt die ganze Welt»: Radcliffe Camera in Oxford.

der *Basler Zeitung* über diese britische Tradition und bezeichnete das wöchentliche Pub-Quiz als «konkreten Ort der zivilgesellschaftlichen Praxis». An solchen Orten werde die Freiheit aufgegeben oder verteidigt. Zimmer hat eine originelle Theorie von Orten und Räumen entwickelt, die er einmal in der *NZZ* vorstellte und jetzt, im «Gardener's Arms», nochmals erläutert. «Der Mensch ist ein ortszentriertes Wesen», sagt er. «All diese Leute hier verstehen sich vermutlich als Engländer, so EU-affin sie auch sein mögen. Das funktioniert nur, weil sie ihr Englischsein über bestimmte Orte definieren: zum Beispiel das Pub, wo sie sich am Sonntagabend treffen, um zu spielen – ob sie nun in Oxford oder sonst wo leben.»

Unkonventioneller Liberaler

Zimmer schaut in die Runde. Die Stimmung ist heiter, es ist ziemlich laut und etwas eng auch, fast wie in einem Wohnzimmer. «Es gibt keine europäische Nation, weil die EU keine konkreten Orte kennt. Sie ist ein abstrakter Raum. Und wenn diese EU immer mächtiger wird, fühlen sich die Menschen in ihrer Freiheit eingeschränkt.» Zimmer verweist auf Isaiah Berlin, den Philosophen, der jahrzehntelang in Oxford lehrte. Berlin unterschied positive und negative Freiheiten. Als positive Freiheit verstand er die «Freiheit zu etwas», also etwa die Freiheit, am politischen Leben teilzuhaben. Als negative Freiheit begriff er die «Freiheit von etwas», zum Beispiel die Freiheit von der Willkür staatlicher Gewalt. «Die Liberalen haben meist negative Freiheiten verteidigt», sagt Zimmer, «und die EU leistet dabei weiterhin einen wichtigen Beitrag. Aber positive Freiheiten sind eben auch ein menschliches Bedürfnis, und darauf hat die EU keine Antworten. Das wollen viele Liberale und Linke nicht wahrhaben.»

Es sind vor allem die Liberalen, die Zimmer beschäftigen – wahrscheinlich, weil er sich letztlich selbst als einer von ihnen versteht. Über Ralf Dahrendorf schrieb er einmal, dieser

habe «zeitlebens einen unkonventionellen Liberalismus» vertreten, und man darf annehmen, dass Zimmer nichts dagegen hätte, als «unkonventioneller Liberaler» bezeichnet zu werden. Unkonventionell ist es tatsächlich, wenn er den Liberalen vorwirft, sie würden sich allzu sehr auf die negativen Freiheiten konzentrieren. «Die Liberalen von heute sind verwirrt und konzeptlos», sagt Zimmer. «Sie fokussieren sich auf das Individuum und die Interessen der Grosskonzerne, aber das reicht nicht, um die politischen und sozialen Probleme im globalen Zeitalter zu lösen.» Wann hört man das schon: dass sich Liberale zu stark mit dem Individuum befassen würden?

Überhaupt kritisiert Zimmer gerne scheinbar einfache Wahrheiten. Oft heisst es, die Schweiz sei doch das beste Beispiel für einen richtigen Staat ohne Nation, gebildet aus Kantonen mit unterschiedlichen Sprachen, Traditionen und Konfessionen. Weshalb sollte das in der EU nicht möglich sein? Zimmer winkt ab. «Das ist Proseminar-Niveau.» Es gebe selbstverständlich eine schweizerische Nation. Sie sei allerdings nicht ethnisch geprägt, sondern bürgerlich. «Die Schweiz ist eine *civic nation*.» Das Nationale sei zwar ortszentriert, aber die Kantone bildeten keine Nationen, obschon sie Verfassungen hätten. Und ebenso wenig sei die EU eine Nation, selbst wenn sie noch so viele bordeauxviolette Pässe herausgibt. Wie funktioniert denn Staatsbildung überhaupt? «Es gibt kein allein gültiges Schema», sagt Zimmer. «Die Welt ist kein Generalsekretariat und auch kein Seminarzimmer und richtet sich nicht nach den Raumkonzepten von Politikern und Professoren.»

Es ist inzwischen acht Uhr abends. Da seine Partnerin, eine Chinesin, die in Malaysia aufgewachsen ist, geschäftlich in Washington weilt, schlägt Zimmer vor, die Pub-Tour um ein Abendessen zu verlängern. Wir gehen ins «Zheng», ein Restaurant gleich um die Ecke, wo Zimmer gelegentlich einkehrt. Bei chinesischem Bier und malaysischem Essen sinniert

er über seine Aufgabe als öffentlicher Intellektueller. «In meinen schwachen Momenten denke ich: «Lass es sein.» Es gibt ja diese hegelianische Idee, wir seien mit einer neuen Wirklichkeit konfrontiert – nennen wir sie die globalisierte Welt – und die EU sei die angemessene Reaktion auf diese neue Wirklichkeit. Man müsse das als Freiheit betrachten.» Er spielt mit der Bierflasche vor sich. «Aber dann denke ich an Tocqueville. Ich fühle diese Freiheit einfach nicht.» Er lacht auf, nimmt einen Schluck und wird nochmals verbindlich: «Manchmal erinnern mich diese Streitereien um die EU an einen Kulturkampf, gerade hier in Grossbritannien. Ich hoffe wirklich, der Schweiz bleibt das erspart.»

Die neuen Clintons

An den Schweizer Universitäten, wo die Historiker meist nicht übertrieben EU-kritisch gesinnt sind, hat sich Zimmer mit solchen Aussagen nicht nur Freunde gemacht. Darüber reden will er nicht – das Thema langweilt ihn. Lieber berichtet er von seinem Leben in Oxford. Er empfinde die Atmosphäre immer noch als inspirierend, nach all den Jahren. «Hier verkehrt die ganze Welt, und doch hat der Ort seinen typischen Charakter mehr oder weniger erhalten können.» Zimmer ist ein unpräziser Typ und legt wenig Wert auf

«Die Welt richtet sich nicht nach den Raumkonzepten von Politikern und Professoren.»

professoralen Gestus. «Wenn man in Deutschland in eine Bäckerei geht, ist man der Herr Doktor – das ist hier zum Glück nicht so.» Die britische Klassengesellschaft hat jedoch andere Mittel, um Intellektuelle auszuzeichnen, und Zimmer erzählt davon nicht ohne Spott. «Man schreibt zehn Kolumnen in der *Times* und bekommt dann von Tony Blair oder David Cameron einen *knighthood* geschenkt.»

Nach dem Essen schlägt er vor, im College einen Tee zu trinken. Es ist längst dunkel, als wir in die Innenstadt zurückgehen, vorbei an kleinen Backsteinhäusern und halbleeren Bars. Auf der Strasse sind kaum noch Menschen zu sehen. Bald kommen wir zum Sitz der Oxford University Press, wo Zimmers letztes Buch erschienen ist. Zurzeit arbeitet er an einem grossen Essay über den «messianischen Liberalismus», der Europa seit zweihundert Jahren mit immer neuen Kulturkämpfen überziehe. Gleich vis-à-vis dem altherwürdigen Verlag steht ein hypermodernes Gebäude. «Das ist die Blavatnik School of Government», sagt Zimmer. «Hier werden die Clintons von morgen ausgebildet.» Die Schule ist beleuchtet und will nicht recht in die Umgebung passen. Sie wirkt wie ein Raumschiff, das an einem gewachsenen Ort gelandet ist. ○

北京同仁堂

Beijing Tong Ren Tang



Die Marke Beijing Tong Ren Tang (im Folgenden mit Beijing TRT abgekürzt) wurde im Jahr 1669 gegründet. Seit dem Jahr 1723 hat Beijing TRT die Medikamente für den Kaiserhof hergestellt, die 188 Jahre von acht Kaisern gedauert hat. Im Laufe der 350-jährigen Geschichte hat Beijing TRT die Regel „Qualität ist das Leben“ befolgt. Deswegen sind die Produkte bekannt für die einzigartige Rezeptur, erstklassige Materialien, exquisite Produktionstechnologien und bemerkenswerte Heilwirkung im In- und Ausland.

Als bekannte Marke im Bereich der Traditionellen Chinesischen Medizin (im Folgenden mit TCM abgekürzt) in China, Beijing TRT hat sich zu einer modernen Gruppe mit drei Kernbereichen, nämlich Pharmazie, Einzelhandel und TCM Dienstleistung entwickelt.

In heutiger Zeit verfügt Beijing TRT über mehr als 1600 Art von Produkten wie Medikament, Nahrungsergänzungsmittel, Lebensmittel, Kosmetika und Tee, 25 Produktionsstätten und 7 GMP-gerechten Produktionslinien.

Seit der Gründung der ersten Apotheke in Hong Kong im Jahr 1993, haben mehre Generationen sich immer angestrengt, um die Entwicklung und Internationalisierung zu beitragen. Beijing TRT ist in heutiger Zeit in alle fünf Kontinente eingetreten und hat 130 Geschäftsladen, Gesundheitszentren und F&E Zentren in 27 Ländern und Regionen der Welt geöffnet.

Als das fünfte Land in Europa, das erste TCM-Zentrum in der Schweiz wurde am 5. Dezember 2017 von Beijing TRT in Genf geöffnet.



Das Zentrum bietet auf einer Seite die TCM Dienstleistungen wie Diagnose, Akupunktur, Schröpfen, Ohr-Akupunktur, Tuina Massage an.

Auf anderer Seite, im Zentrum befindet sich auch eine Bronzefigur für Akupunktur und verschiedene pharmazeutische Instrumente in der Vergangenheit, damit die Menschen die Geschichte der TCM noch intuitiv verstehen können. Gleichzeitig organisiert das Zentrum regelmäßig auch Vorträge über Gesundheit, damit die lokalen Bevölkerungen die TCM Theorien einfach verstehen und besser im Alltag verwenden können.



Wir laden Sie herzlich ein, unseres Zentrum am Ufer des Genfersees zu besuchen und den Charme der TCM zu erleben.

Adresse: 1 Rue Abraham Gevray, 1201 Geneva, Switzerland

Tel: 022 900 15 45

Gerangel auf der Arche Noah

Umweltministerin Simonetta Sommaruga (SP) und Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) streiten sich darüber, wer die Welt retten darf. *Von Hubert Mooser*

Die Aufgabe ist einfach und verzwickelt zugleich: Die Bundeskanzlei, der Stabsdienst des Bundesrates, muss unter anderem die Vorstösse aus dem Parlament den einzelnen Departementen zuteilen. Das ist manchmal einfacher gesagt als getan – wie der Vorstoss der Umweltkommission (Urek) des Nationalrates beweist, der den Bundesrat auffordert, die Integration des Grünen Klimafonds (GCF, Green Climate Fund) in den Rahmenkredit



Nervenprobe: UVEK-Chefin Sommaruga.

«Globale Umwelt» zu prüfen. Die Zuteilung wurde fast zur Nervenprobe.

Die Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), Simonetta Sommaruga, und der Chef des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Ignazio Cassis, zankten sich darum, wer das Geschäft behandeln darf. Die Umweltministerin pochte darauf, dass das Postulat der Urek in ihre Zuständigkeit falle. Der Aussenminister hielt aber in einem Mitbericht dagegen und beanspruchte seinerseits den Lead. Es sei im Sinne des Mitberichtverfahrens entschieden worden, hiess es nach der Bundesratssitzung vom 10. April. Im Klartext: Bundesrat Cassis hat sich am Ende durchgesetzt.

Tiefe ideologische Gräben

Dass es im Bundesrat wegen eines simplen Prüfauftrags des Parlaments zugeht wie im Kindergarten, hat einen machtpolitischen Hintergrund. Es geht um die Frage, wer bei der Klimapolitik in der Schweiz das Sagen hat. Denn der Green Climate Fund, um den sich der Streit dreht, wird in den kommenden Jahren die wichtigste Geldmaschine sein, die für Projekte und Massnahmen zur Bekämpfung des Klimawandels in Entwicklungsländern rattert. Bei der Klimakonferenz in Cancún haben die Industrieländer beschlossen, ab 2020 dem GCF 100 Milliarden US-Dollar pro Jahr bereitzustellen. Der Fonds ist seit 2015 am Werk, und die Schweiz zahlte für die erste Finanzierungsperiode von 2014 bis 2017 90 Millionen Franken ein. Das Geld stammte aus dem EDA-Haushalt für internationale Entwicklungshilfe, ein Entscheid des damaligen Bundesrates, der jedoch viel Konfliktpotenzial birgt.

Denn bei der Entwicklungshilfe, also beim Rahmenkredit für die internationale Zusammenarbeit, hat Aussenminister Cassis das Sagen; die Umwelt- und Klimapolitik wird dagegen im Uvek von Sommaruga gemacht. Schon in der Ära von Doris Leuthard (CVP) im Uvek und Didier Burkhalter (FDP) im Aussendepartement gab es Meinungsverschiedenheiten in der Klimafrage. Diese wurden aber meistens auf untergeordneter Stufe zwischen dem damaligen Direktor des Bundesamts für Umwelt im Uvek, Bruno Oberle, und dem Chef der Direktion für Entwicklung und Zu-



Hat sich durchgesetzt: EDA-Chef Cassis.

sammenarbeit (Deza) im EDA, Martin Dahinden, ausgetragen. Am Ende kriegten Leuthard und Burkhalter bei der Klimapolitik aber immer irgendwie die Kurve. Zwischen der Berner Sozialdemokratin Sommaruga und dem freisinnigen Tessiner Cassis sind die ideologi-

«Es gibt keine seriöse Evaluation, ob die Gelder aus diesen Fonds effizient eingesetzt werden.»

schen Gräben tiefer. Die grosse Streitfrage ist: Wer darf die Welt retten? – besonders in einem Wahljahr und wenn die allgemeine Klimahysterie so hohe Wellen schlägt.

Vor diesem Hintergrund bekommt der Vorstoss der nationalrätlichen Urek eine ganz andere Bedeutung, als es die Absender zugeben wollen. Angestossen wurde das Postulat vom Basler SP-Nationalrat Beat Jans, wie mehrere Mitglieder der Kommission bestätigen. Es

habe den Anschein gemacht, als sei «das Ding» mit Uvek-Chefin Sommaruga abgesprochen worden. Und es sieht auch ganz danach aus, als wolle die Urek dem Bundesrat mit in Watte verpackten Sätzen klarmachen, dass man den Klimafonds Cassis wegnehmen und der Obhut Sommarugas übergeben solle. «Die institutionelle und operative Integration des Grünen Klimafonds in den Rahmenkredit Globale Umwelt wäre eine administrative Vereinfachung», wehrt sich der Solothurner CVP-Nationalrat Stefan Müller-Altermatt, der Jans unterstützte. Es käme aber eben auch zu einer Machtverschiebung vom EDA ins Uvek.

Das Postulat enthält noch einen weiteren brisanten Aspekt: Der Bundesrat solle auch abschätzen, wie man den Beitrag an den Klimafonds verursachergerecht aufstocken könne. Kein Wunder, war der Vorstoss in der Urek heftig umstritten. Vor allem die Vertreter der SVP wie der Solothurner Nationalrat Christian Imark sträuben sich vehement gegen weitere finanzielle Zuwendungen an multilaterale Fonds wie den GCF.

«Es gibt keine seriöse Evaluation, ob die Gelder aus diesem multilateralen Fonds auch effizient eingesetzt werden», meint Imark. Auch FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen konnte mit dem Vorstoss wenig anfangen, wie er sagt. Trotzdem wurde das Postulat von der Urek mit 11 zu 10 Stimmen knapp angenommen.

Intransparente Klimafinanzierung

Dass der Vorstoss zur Weiterbehandlung nun nicht, wie von der SP insgeheim geplant, bei Sommaruga landete, sondern bei Cassis, kommt für die Linke einem Betriebsunfall gleich. Wie Cassis darauf reagieren wird, weiss man noch nicht. Offiziell heisst es beim EDA: Der Bundesrat hat zum Postulat der

Urek noch keine Stellung genommen. Allerdings lässt ein Sprecher des Aussendepartements auf Anfrage durchblicken: Der Umgang mit dem Klimawandel sei weiterhin eine Priorität der Entwicklungszusammenarbeit. Der GCF sei in der «Botschaft zur internationalen Zusammenarbeit 2017–2020» als eine der fünfzehn prioritären multilateralen Organisationen aufgeführt. Dies werde auch in der Botschaft 2021–2024 so verankert werden.

Ein grosser politischer Streitpunkt dürfte sein, wie viel Geld die Schweiz diesmal dem GCF bereitstellen will. Der Bundesrat hat den verursachergerechten Betrag, den die Schweiz an die internationale Klimafinanzierung

Der Bundesrat hat den Betrag, den die Schweiz beisteuern will, auf bis 600 Millionen errechnet.

beisteuern soll, auf 400 bis 600 Millionen errechnet. Je grösser die Klagen der links-grünen Klimauntergangspropheten sind, desto höher werden die Erwartungen an die Schweiz. Im EDA heisst es dazu: Der Schweizer Beitrag an den GCF sei abhängig von den Verhandlungsergebnissen zur Wiederauffüllung. Die Verhandlungen würden, so ein EDA-Sprecher, voraussichtlich Ende Oktober 2019 abgeschlossen.

Dabei alimentiert die Eidgenossenschaft die Klima-Geldmaschine bereits heute mit hohen Millionenbeträgen über eine Vielzahl undurchsichtiger Kanäle: Nebst den Geldern in den GCF fliessen zugunsten des Klimaschutzes in Entwicklungsländern auch hohe Beträge zu internationalen Entwicklungsbanken oder in den Globalen Umweltfonds (GEF). Dazuzählen muss man auch die bilateralen Klimaprojekte der Deza:

«Die Schweizer Klimafinanzierung ist ein Dschungel, in dem das Parlament kaum mehr durchblickt», sagt Nationalrat Imark. Dies habe die Debatte über den Rahmenkredit zur globalen Umwelt (GEF) im März wieder gezeigt.

So hat das Parlament in der Frühlingssession beschlossen, dass die Schweiz für die Periode von 2019 bis 2022 erneut 147,83 Millionen Franken in den GEF einschiesse wird, der sich ebenfalls die Finanzierung von Klimaprojekten auf die Fahne geschrieben hat. SVP-Nationalrat Felix Müri regte sich darüber ganz besonders auf: «Vor Jahren hat man effektiv noch Projekte finanziert», gab Müri zu verstehen. «Heute bestehen zwei Drittel der Projekte darin, Berichte zu schreiben.» Dafür zahle die Schweiz 148 Millionen Franken an diesen Fonds. Seit 1991 habe man schon gegen 785 Millionen Franken eingezahlt.

Auch der Grüne Klimafonds ist nicht über jeden Zweifel erhaben. Vor zwei Jahren führte die technische Überholung eines grossen Staudamms in Tadschikistan und der Neubau eines mittleren Staudammes auf den Salomon-Inseln zu einer grossen internationalen Kontroverse. Selbst Umweltschützer sprachen von einem unklaren Klimanutzen. Der Grüne Klimafonds steht auch für einen Wortbruch des Bundesrates. In einer Antwort an den damaligen FDP-Ständerat Felix Gutzwiller von 2010 zur Klimafinanzierung schrieb die Landesregierung, die Schweiz setze sich dafür ein, dass bei der Finanzierung von Klimamassnahmen keine neuen und parallelen Strukturen geschaffen würden, die hohe Transaktions- und Verwaltungskosten verursachen würden. Ein paar Wochen später wurde unter tatkräftiger Mithilfe der Schweiz der Grüne Klimafonds in Cancún offiziell gegründet. Und nun streiten sich Sommaruga und Cassis, wer auf dieser klimapolitischen Arche Noah das Steuerruder halten darf. ○



12 FRANKEN KANN SELBST
WARREN BUFFET NICHT
BESSER INVESTIEREN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:



Leere Versprechen

Die Verquickung von Unternehmenssteuerreform und AHV-Finanzierung ist für viele Bürgerliche akzeptabel, weil sie den Steuerteil für dringend nötig halten. Die Kantone werden ihre Entlastungsversprechen aber kaum halten. *Von Beat Gygi*

Das Doppelpaket über die Steuerreform und die AHV-Finanzierung (Staf), das am 19. Mai zur Abstimmung gelangt, ist wie ein Sandwich, bei dem man entweder zubeisst oder das Gesicht abwendet, weil es nicht schmeckt. Oben ist die Unternehmenssteuerreform, unten die Zwei-Milliarden-Geldspende an die AHV, auseinandernehmen darf man es nicht, das ist keine Option. Die Vorlage gelangt also mit zwei völlig unterschiedlichen Fragen an die Bürger, lässt ihnen aber nur ein einziges Kästchen fürs Antworten. Wer abstimmt, kann zur gesamten Kombination entweder ja oder nein sagen, eine differenziertere Meinung ist nicht gefragt.

Das Mitte-links-Lager um die CVP, das den Sandwich-Trick ausgeheckt hat, versucht so die Befürworter der Unternehmenssteuerreform einerseits und die Fans einer AHV-Finanzspritze andererseits zu einer Mehrheit zusammenzubringen – nach dem Muster: die Steuerreform fürs bürgerliche Lager, die AHV-Subvention für Mitte-links. Zusammengezählt sollten die Ja-Sager beider Seiten, so die Hoffnung, auf eine Mehrheit kommen. Bürgerliche Politiker verteidigen die Mischmasch-Vorlage mit dem Argument, wenigstens der Steuerteil sei für Wirtschaft und Bürger eine gute Sache. Anders gesagt: Die Vorteile der vorgeschlagenen Steuerreform seien es aus dieser Sicht wert, den Arbeitnehmern und Steuerzahlern im Gegenzug zwei Milliarden Franken aus der Tasche zu ziehen, diese der AHV zuzustecken und dadurch eine echte Reform der Altersvorsorge weiter in die Zukunft zu verschieben.

Minus von zwei Milliarden Franken

Was bringt die Steuerreform aber tatsächlich? Sie geschieht ja auf Druck von aussen, nicht aus der inländischen Politik heraus. Ausgangspunkt waren befehlsmässige Forderungen von EU und OECD, die Schweiz solle die speziell günstigen Steuerbedingungen für sogenannte ausländische Statusgesellschaften in den Kantonen abschaffen, sonst komme sie auf schwarze Listen. Der Bund gab dem Druck nach und beschloss eine Unternehmenssteuerreform, die dem Ausland gefallen soll: Hauptpunkt ist die Abschaffung der speziell niedrigen Besteuerung ausländischer Statusgesellschaften und damit eine Gleichbehandlung von ausländischen und schweizerischen Firmen.

Diese Gleichschaltung bedeutet eine Erhöhung der kantonalen Steuersätze für Aus-

länder auf Schweizer Niveau – und damit droht eine Abwanderung der betroffenen ausländischen Firmen, einschliesslich Arbeitsplätze und Steuersubstrat. Um dennoch möglichst viele Firmen im Land zu halten, wurden Gegenmassnahmen in die Reform eingebaut. Erstens soll das allgemeine Steuerniveau gesenkt werden, für alle gleich, da kann die EU kaum etwas einwenden. Die kantonalen Unternehmenssteuersätze sollen also auf breiter Front verringert werden – für mobile wie für wenig mobile Unternehmen. Zweitens will man den Kantonen weitere steuerliche Lockmittel in die Hand geben, die vom Ausland akzeptiert werden: Innovationen und Investitionen in Forschung und Entwicklung (Patentbox) oder Eigenkapitalfinanzierung dürfen mit steuerlichen Sonderregelungen honoriert werden.

Drittens greift der Bund den Kantonen finanziell unter die Arme, um ihnen beim Wechsel des Steuersystems zu helfen. So wird der Anteil der Kantone an den Einnahmen aus der direkten Bundessteuer von 17,1 auf 21,2 Prozent erhöht. Pro Jahr macht das eine Milliarde Franken aus, die so zusätzlich von oben herab

Man legt einen Stimmzettel mit Blanko-Unterschrift ein, denn die Entlastung steht in den Sternen.

den Kantonen zufliesst. Was hat also ein Kanton von der Staf zu erwarten? Erstens Gleichschaltung der Besteuerung für In- und Ausländer, zweitens eine Senkung des ganzen Belastungsniveaus, drittens mehr Bundesgeld.

Die finanziellen Auswirkungen sehen laut Schätzungen des Bundes Schritt für Schritt wie folgt aus: Die Umstellung der ausländischen Statusfirmen auf höhere inländische Steuersätze dürfte den Kantonen und Gemeinden theoretisch etwa 8,5 Milliarden Franken jährliche Mehreinnahmen bescheren – sofern es keine Abwanderung und Verhaltensänderungen gibt. Abwanderung ist aber zu erwarten, also sollen die Kantone die Unternehmensgewinnsteuern generell senken. Deshalb hat im Rahmen der vorgeschlagenen Steuerreform jeder Kanton seine eigenen Pläne zur Entlastung formuliert.

Wenn die versprochenen kantonsweisen Senkungen tatsächlich umgesetzt werden, dürften die Steuereinnahmen der Kantone und Gemeinden laut Bundesschätzungen um gut

neun Milliarden Franken zurückgehen. Kommen die zusätzlichen Entlastungen wegen Innovation, Forschungsintensität oder Eigenkapitalausstattung hinzu, können die Steuereinnahmen von Kantonen und Gemeinden so stark schrumpfen, dass am Schluss ein Minussaldo von rund zwei Milliarden Franken herauskommt. So hoch dürfte laut Bundesschätzung der Steuerrückgang ausfallen – und da dies dem Mitte-links-Lager nicht gefällt, wurde als Gegengeschäft, auch Kuhhandel genannt, die AHV-Finanzspritze in gleicher Höhe in die Vorlage eingebaut.

Fakultatives Beigemüse

Entscheidend ist das Wort «wenn». Die skizzierten Steuerreformen in den Kantonen sind



Die Kluft zwischen gut- und schlechtgestellten

bisher nur versprochen und nicht Teil der eidgenössischen Gesetzesvorlage. Man weiss nicht, was die Kantone tun werden. Die meisten müssen erst noch entscheiden und abstimmen lassen, wie sie ihre Steuersätze ändern werden, die Angaben sind unverbindlich, die Pläne zu den kantonalen Steuersenkungen also nur Zusatzinformationen, fakultatives Beigemüse zur Abstimmungsvorlage. Am 19. Mai wird lediglich über die Abschaffung der Spezialregeln für ausländische Firmen, den AHV-Finanzzuschuss, die Bundessubventionen für Kantone sowie über die Einschränkungen kantonalen Möglichkeiten zur Steuererleichterung abgestimmt.

Man legt einen Stimmzettel mit Blanko-unterschrift ein, denn die Steuerentlastungen stehen in den Sternen. Deshalb kann man heute nicht sagen, wie gut oder wie schlecht die Steuervorlage für Wirtschaft und Bürger ausfallen wird. Was man heute weiss, ist, dass sich die Kantone sehr wahrscheinlich nicht an ihre Pläne halten werden. Die Sozialdemokraten gaben bereits zu verstehen, dass sie nach der Bundesabstimmung, wenn es in den Kantonen ums Entscheiden geht, dafür sor-

gen würden, dass die Steuern nicht so stark gesenkt würden oder dass es noch mehr sozialpolitische Gegenleistungen gebe. Im November hat das Volk im Kanton Bern eine Senkung der Unternehmenssteuern abgelehnt, im Kanton Waadt war im März 2016 eine Steuersenkung angenommen worden, die aber mit erhöhten Kinder- und Ausbildungszulagen sowie mit mehr Geld für Kindertagesstätten garniert worden war.

Noch schwerwiegender ist, dass die ganze Reform für viele Kantone unsinnig ausgestaltet ist. Christoph Schaltegger, Ökonomie-

«Bei jeder neuen Steuerreform werden die Kantonspolitiker fragen: «Was gibt uns der Bund?»»

professor an der Universität Luzern, weist seit längerem darauf hin, dass sich die versprochenen Steuersenkungen schlecht mit dem heutigen System des Finanzausgleichs zwischen den Kantonen vertragen. Viele Finanzdirektoren müssten gegen die Interessen der Kantonskasse arbeiten, wenn sie

die versprochenen Reduktionen der Steuersätze umsetzen würden. Es wäre für sie ein Verlustgeschäft. Wenn etwa der Kanton Solothurn dank Steuersenkungen für Firmen attraktiver wird und auf seinem Gebiet hundert Franken mehr steuerbarer Gewinn anfallen, dann hat er am Schluss zwei Franken weniger in der Kasse.

Zerreissprobe für den Föderalismus

Warum? Weil der Finanzausgleich dazwischenfunkt. Solothurn erhält als Empfängerkanton im Finanzausgleich beim Zuzug von Firmen oder neuem Steuersubstrat plötzlich weniger Zuwendungen aus dem Finanzausgleichstopf – und zwar so viel weniger, dass die neugewonnen Steuereinnahmen das nicht wettmachen. Solche Negativgeschäfte müssen etliche weitere Kantone, von Appenzell über Thurgau bis Wallis, gewärtigen, wenn sie die Steuern so senken, wie sie den Stimmbürgern versprochen sind. Eine höhere Attraktivität für Firmen wäre für sie eine Last. Nach Schalteggers Einschätzung dürfte dies für elf finanzschwache Kantone gelten, nach dem Motto: «Wer sich anstrengt, wird bestraft.»

Economiesuisse versucht mit dem Argument dagegenuhalten, dass im Finanzausgleich des einen Verlust immer des andern Gewinn sei. Klar, es gibt Kantone wie Zürich oder Zug, denen Steuersenkungen und dadurch erhöhte Attraktivität ein finanzielles Plus bringen. Brisant ist aber, dass vor allem die Geberkantone positive Anreize zum Senken ihres Steuerniveaus haben, während die Empfängerkantone oft schlechter fahren, wenn sie attraktiver werden. Das macht die Kluft zwischen gut- und schlechtgestellten Kantonen breiter. Es ist eine Art Teufelskreis, in dem der Finanzausgleich laufend umfangreicher wird, weil die Empfänger zur Untätigkeit neigen und zurückfallen. Das kann zu einer derartigen Ausweitung der Ausgleichszahlungen führen, dass dem Schweizer Föderalismus eine Zerreissprobe droht.

Hinzu kommt schliesslich, dass auch die neu vorgesehenen Bundessubventionen an die Kantone die Neigung zur Lethargie verstärken. Nach Schalteggers Worten: «Bei jeder neuen Steuerreform werden die Kantonspolitiker fragen: «Was gibt uns der Bund?»» Alles in allem machen die mit der Staf-Vorlage verbundenen Steuersenkungs-Versprechen einen derart unverbindlichen Eindruck, dass am Schluss netto eine Erhöhung der Steuereinnahmen zu erwarten ist, nicht eine Einbusse. Der Bundesrat selber hält dies längerfristig für wahrscheinlich. Zentralisierung, weniger Föderalismus, höhere Steuerbelastung, mehr Finanzausgleich – so etwa lässt sich der Steuerteil des Staf-Doppelpakets umschreiben, den viele für wirtschafts- und bürgerfreundlich halten. ○



Kantone wird breiter: Ständeratssaal.

Zum Wachstum verurteilt

Im Kapitalismus müssen Unternehmen Gewinne machen, um zu überleben, der Wettbewerb zwingt sie zu anhaltender Leistungssteigerung. Ist das unumgänglich? Von Mathias Binswanger

Kann der Kapitalismus weiterleben? Nein, meines Erachtens nicht!» Das ist die berühmte Aussage Joseph Schumpeters in seinem 1942 publizierten Buch «Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie». Allerdings hat sich Schumpeters Prognose wie andere Prognosen über das Ende des Kapitalismus als falsch erwiesen. Der Kapitalismus funktioniert nach wie vor bestens, und fast überall auf der Welt sind die Wachstumsraten des Bruttoinlandprodukts (BIP) positiv. Dieses Wachstum ermöglicht es einer Mehrheit von Unternehmen, Gewinne zu erzielen, was das entscheidende Erfolgskriterium einer kapitalistischen Wirtschaft darstellt.

Solange es Wachstum gibt, funktioniert der Kapitalismus. Wir sollten deshalb Schumpeters Frage zur Zukunft des Kapitalismus neu formulieren. Die Frage lautet jetzt: «Kann die kapitalistische Wirtschaft in Zukunft ohne Wachstum weiterleben?» Auf diese Frage ist meine Antwort dieselbe wie damals bei Schumpeter: «Nein, meines Erachtens nicht.»

Diese Antwort führt allerdings in ein Dilemma. Wir sehen, dass Wachstum die Menschen in hochentwickelten Ländern nicht mehr glücklicher macht und mit der Endlichkeit des Planeten Erde in Konflikt gerät. Also, so sagen sich nicht wenige Menschen, könnten wir doch damit aufhören, immer noch mehr wachsen zu wollen. Schliesslich werden wir von niemandem dazu gezwungen, da sowohl Menschen als auch Unternehmen in ihren ökonomischen Entscheidungen frei sind. Wir müssen nicht ständig nach noch mehr Einkommen oder Gewinn streben, wenn wir keinen Sinn mehr darin sehen.

Zuckerbrot und Peitsche

Doch in der Realität machen wir genau das. Das System sorgt dafür, dass Unternehmen, Haushalte und Staat trotz Wirtschaftsfreiheit stets um weiteres Wachstum bemüht sind. Der Kapitalismus hat seine Akteure erfolgreich mit Zuckerbrot und Peitsche zu stetigem Wachstum verführt und sie gleichzeitig davon abhängig gemacht. Aus dem Heilsversprechen wird in hochentwickelten Ländern zunehmend eine Zwangshandlung, in der nicht mehr die Menschen das Wachstum vorantreiben, sondern der Wachstumszwang die Menschen antreibt.

Diesen Zwangscharakter der kapitalistischen Wirtschaft hat Marx bereits im 19. Jahrhundert richtig gesehen. Doch er schätzte die Auswirkung der kapitalistischen Wirtschaft auf den Wohlstand der Arbeiter längerfristig falsch ein, indem er Ausbeutung und Verelendung

prognostizierte. Aus diesem Grund sah er die Lösung in einer Revolution, welche zur Abschaffung des Kapitalismus führen sollte. Doch in der realen Welt führte weniger der Kapitalismus als vielmehr die Versuche seiner Abschaffung zu einer Verelendung, da die in kommunistischen Ländern errichteten Planwirtschaften nie richtig funktionierten. Und schnell sehnten sich die Menschen wieder nach dem Kapitalismus zurück, der als wesentlich kleineres Übel empfunden wurde. Aufgrund dieser negativen Erfahrungen fordern Kritiker der kapitalistischen Wirtschaft und des mit ihr verbundenen Wachstumszwangs heute nur noch selten Revolutionen, selbst wenn es etwa Sahra Wagenknecht («Reichtum ohne Gier») an der Zeit fände, sich vom Kapitalismus zu verabschieden. Es ist heute einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus.

Stattdessen soll die kapitalistische Wirtschaft mit Reformen gebändigt werden. So werden immer wieder neue Massnahmen vorgeschlagen, welche die kapitalistische Wirtschaft vom Wachstumszwang befreien und gleichzeitig menschengerechter, sozialer, fairer, nachhaltiger oder gemeinwohlorientierter machen sollen. Es werden Wirtschaftsmodelle entworfen, die auch ohne Wachstum Wohlstand schaffen (zum Beispiel von Meinhard Miegel) und die Harmonie mit der natürlichen Umwelt in lokalen Kreislaufwirtschaften wiederherstellen. Und global soll eine grosse Transformation in Gang gesetzt

Erfüllung der Zukunftsvision.



werden, die den Umbau zu einer sozial und ökologisch gerechten Welt ermöglicht.

In der Realität gibt es durchaus Nischensysteme, welche in diese Richtung gehen, wenn wir etwa an die lokale Lebensmittelversorgung oder die Energienutzung denken. Doch um diese Systeme herum wächst die konventionelle Wirtschaft munter weiter. Die Tätigkeit von Konzernen wie Airbus, Alphabet (Google), Amazon oder Apple wird durch lokale Kreislaufwirtschaften kaum tangiert. Von der Politik umgesetzte Reformen durften immer nur so weit gehen, dass sie das längerfristige Wachstum nicht gefährdeten. So hat man moderate CO₂-Steuern eingeführt oder grosszügig Emissionszertifikate verteilt, die Arbeitszeit manchmal etwas verkürzt, die Banken etwas strikter kontrolliert, Unternehmen zu mehr Sozialverantwortung verpflichtet, Werbeverbote für bestimmte Produkte eingeführt und sogar mit bescheidenen Grundeinkommensmodellen experimentiert.

Mit solchen Massnahmen war es möglich, die Entwicklung kapitalistischer Wirtschaften sozialer und nachhaltiger zu gestalten. Doch sobald man versucht, der weiteren Expansion wirtschaftlicher Tätigkeit Grenzen zu setzen, beisst man sich am Kapitalismus die Zähne aus. Der Konflikt zwischen dem Zwang zum Wachstum und der Notwendigkeit, die natürliche Umwelt zu schützen, ist in den Worten des britischen Historikers Eric Hobsbawm «die Achillesferse der kapitalistischen Wirtschaft, und bis heute wissen wir nicht, wessen Pfeil diese Ferse einmal treffen wird».

Zwei völlig widersprüchliche Aussagen

Wie schizophren Diskussionen um Wachstum und Nachhaltigkeit tatsächlich ablaufen, lässt sich beispielsweise anhand der Ausgabe der *NZZ am Sonntag* vom 14. Oktober 2018 exemplifizieren. Dort wird auf Seite 29 unter dem Titel «Bund prüft strengeres Reduktionsziel» über schärfere Massnahmen zur Reduktion des CO₂-Austosses in der Schweiz berichtet. Die

Es ist heute einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus.

vorberatende Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) beauftragt die Bundesverwaltung damit, einen Vorschlag für eine Flugticketabgabe auszuarbeiten. Das Ziel einer solchen CO₂-Steuer besteht darin, das Fliegen zu verteuern und die Leute dazu zu bringen, weniger zu fliegen. Man möchte also das Wachstum des Flugverkehrs eindämmen und sogar einen Rückgang einleiten.

Nur zwei Seiten weiter vorne findet sich in derselben Ausgabe aber ein Beitrag («Die Schweiz fliegt planlos in die Zukunft») über die Zukunftsperspektiven des Flugverkehrs in

der Schweiz. Dort wird argumentiert, dass die Entwicklung des Flugverkehrs in der Schweiz bedroht sei. Der Grund dafür liege in der mangelnden Wachstumsmöglichkeit des Flugverkehrs am Zürcher Flughafen aufgrund fehlender Kapazitäten. Darunter leide wiederum die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Wirtschaft. Also sollte man weiter in den Kapazitätsausbau des Flughafens Zürich investieren, um zukünftiges Wachstum des Flugverkehrs zu ermöglichen.

In derselben Zeitung haben wir also zwei völlig widersprüchliche Aussagen zur Wünschbarkeit des Wachstums im Flugverkehr. Im ersten Bericht besteht das Ziel in einer Reduktion des Flugverkehrs, um einen Beitrag zur Reduktion der CO₂-Emissionen zu leisten, was mit Hilfe einer Flugticketabgabe erreicht werden soll. Im zweiten Bericht liegt das Problem umgekehrt in einer zu geringen Wachstumsmöglichkeit des Flugverkehrs, was die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz im internationalen Flugverkehr bedroht. Hier kommt der Wachstumszwang der Wirtschaft zum Ausdruck, welche eine Begrenzung wirtschaftlicher Tätigkeit, also auch des Flugverkehrs, als Bedrohung sieht, die man sich nicht leisten kann. Also darf das Wachstum des Flugverkehrs nicht in Frage gestellt werden. Wir können deshalb davon ausgehen, dass eine in Zukunft vielleicht einmal umgesetzte Flugticketabgabe so gering ausfallen wird, dass sie das Wachstum des Flugverkehrs nicht ernsthaft gefährden wird.

Die Vision einer vom Wachstumszwang befreiten kapitalistischen Wirtschaft bleibt deshalb Utopie. Eine kapitalistische Wirtschaft kann keine Postwachstumsökonomie sein. Oder anders ausgedrückt: Eine echte Postwachstumsökonomie wäre keine kapitalistische Wirtschaft mehr. Diesen wichtigen Punkt heben auch Robert und Edward Skidelsky in ihrem 2012 erschienenen Buch «How Much Is Enough? Money and the Good Life» hervor. Sie schreiben dort (übersetzt): «Das Ende des Wachstums stellt uns vor die Herausforderung, uns vorzustellen, wie das Leben nach dem Kapitalismus möglicherweise aussehen wird. Denn ein Wirtschaftssystem, in dem Kapital nicht mehr akkumuliert wird, ist keine kapitalistische Wirtschaft mehr, wie immer wir sie dann auch nennen wollen.»

Negative Konsequenzen für den Wohlstand

Allerdings stellen sich Vater und Sohn Skidelsky eine Abkehr von der kapitalistischen Wirtschaftsweise zu einfach vor. Sie unterschätzen den disruptiven Charakter eines solchen Ausstiegs und seine negativen Konsequenzen für den allgemeinen Wohlstand. Deshalb ist eine Abkehr von der kapitalistischen Wirtschaft zurzeit weder in Sicht, noch wird sie von einer breiteren Bevölkerung in irgendeinem Land ernsthaft angestrebt. Das

liegt auch daran, dass das Heilsversprechen von immer mehr materiellem Wohlstand zur dominierenden kollektiven Zukunftsvision moderner Gesellschaften geworden ist und als mentale Infrastruktur in den Menschen verankert wurde. Tatsächlich haben kapitalistische Wirtschaften diese Zukunftsvision im Verlauf der Zeit verlässlich erfüllt, auch wenn der Wohlstand nicht allen Bevölkerungsgruppen im gleichen Ausmass zuteilgeworden ist, das Wachstum immer wieder erhebliche Kollateralschäden angerichtet hat und die Menschen in hochentwickelten Ländern nicht mehr glücklicher oder zufriedener werden.

Solange wir in einer kapitalistischen Wirtschaft leben, wird der Wachstumszwang somit nicht verschwinden. Und die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass kapitalistische Wirtschaften

Lassen sich Wachstum und Nachhaltigkeit überhaupt miteinander verbinden?

mangels akzeptabler Alternativen noch lange überleben werden. Da auch in Zukunft weiterhin mit Wirtschaftswachstum zu rechnen ist, stellt sich die Frage, inwieweit sich dieses Wachstum in gewünschte Bahnen lenken lässt. Erwünscht ist aus ökologischer Perspektive ein Wachstum, welches möglichst wenig Umweltschäden verursacht und zu keiner Erschöpfung natürlicher Ressourcen führt. Darüber besteht weitgehend Einigkeit. Eine ganz andere Frage ist aber, ob und wie dies überhaupt möglich ist. Lassen sich Wachstum und Nachhaltigkeit überhaupt miteinander verbinden, oder handelt es sich dabei nicht viel eher um Gegensätze? Kann eine stark an Nachhaltigkeit orientierte Wirtschaft überhaupt noch die Anreize setzen, die weiteres Wachstum ermöglichen? Oder anders formuliert: Wie stark kann die Politik überhaupt in den Wirtschaftsprozess eingreifen, ohne die Wachstumsdynamik der kapitalistischen Wirtschaft und damit deren Funktionieren zu gefährden? Bei solchen Fragen scheiden sich die Geister schnell. Ausführlich diskutiert werden diese in meinem Buch über Wachstumszwang.



Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Dieser Text ist ein Vorabdruck aus seinem neuen Buch «Der Wachstumszwang» (Wiley-VCH-Verlag), das im Mai erscheint.

George Soros im Genfer Gewand

Der in Genf wohnhafte Milliardär Alan M. Parker steckt weltweit Millionenbeträge in die sogenannte Klimajustiz. Auch in der Schweiz finanziert er grüne Anliegen. Welche Agenda verfolgt Parkers undurchsichtige Oak Foundation? Von Florian Schwab

Kampf gegen Klimawandel und Nationalstaat, Einsatz für Einwanderung aus Afrika und für das Thema Gender: Die politisch aufgeladenen Kampagnen der Open Society Foundations des amerikanischen Milliardärs George Soros sorgen weltweit für Unruhe. Seine globale Kriegskasse ist beträchtlich. Über 32 Milliarden Dollar aus seinem Privatvermögen hat Soros nach eigenen Angaben in sein Stiftungsnetzwerk gesteckt.

Was die Open Society Foundations für George Soros sind, ist die Oak Foundation für den britischen Milliardär Alan M. Parker. Finanziell betrachtet spielt er zwar nicht ganz in der Soros-Liga, aber mit Förderbeiträgen von über zwei Milliarden Franken in den letzten zehn Jahren handelt es sich bei der Oak Foundation um eine der grössten Organisationen mit ideeller Zielsetzung in der Schweiz.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1983 habe die Oak Foundation 4650 Non-Profit-Organisationen unterstützt, vermerkt der Jahresbericht 2018. Mit 357,19 Millionen Franken an Förderbeiträgen war das letzte Jahr das bisher aktivste. Zurzeit unterstützt die Oak Foundation gut 800 Projekte finanziell. Dutzende Millionen gehen an die Climateworks Foundation in San Francisco. In deren Stiftungsrat sitzt Parkers Sohn Kristian seit Jahren Seite an Seite mit John Podesta, dem ehemaligen Wahlkampfmanager Hillary Clintons.

Ähnlich wie die Soros-Stiftung finanziert die Oak Foundation zahlreiche Nichtregierungsorganisationen im Bereich des Asylwesens und der Migration. In Grossbritannien gehen Hunderttausende Franken an einen Verein, der sicherstellen will, dass der Brexit mit den Menschenrechten in Einklang steht. Mit Beiträgen an die New Economics Foundation soll eine «europaweit kürzere Arbeitswoche» erreicht werden.

Zwei Millionen für Swis cleantech

Das grösste Engagement in der Schweiz – gut zwei Millionen Franken für 44 Monate – ist ein Förderbeitrag an den Verband Swis cleantech, dessen Vorstand unter anderen Nationalrat Roger Nordmann (SP) angehört. Im Patronatskomitee sitzt seit 2014 der bereits erwähnte Kristian Parker. Zweck der Zuwendung an Swis cleantech ist «der anwaltschaftliche Einsatz von Unternehmen für die nachhaltige Entwicklung». Weiter unterstützt die Oak Foundation in der Schweiz beispielsweise die Organisation «Tier im Recht», welche un-



Irritationen: Alan M. Parker (l.).

ter anderem einen «globalen Hub für rechtliche Expertise beim Schutz von Tieren» entwickeln will. Und die Oak Foundation leistet finanzielle Beiträge an Trial International, welche beim fragwürdigen Prozess gegen den ehemaligen guatemaltekischen Polizeichef Erwin Sperisen in Genf im Hintergrund die Fäden zog. Manche der von der Oak Foundation unterstützten Projekte lesen sich wie ein Flugblatt für die Konzernverantwortungsinitiative.

Ein Wachstumsgebiet, auf dem die Oak Foundation sehr aktiv ist, ist jenes der *climate justice* und *climate litigation* also der Klimajustiz. Letzten Herbst hat Parkers Organisation dies als Schwerpunkt definiert und 25 Millionen Franken dafür lockergemacht. Im Wesentlichen geht es darum, Rechtsstreitigkeiten über Klimafragen zu finanzieren. 20 Millionen Franken erhält der neugegründete Cli-

mate Justice Resilience Fund, der seinerseits das Geld über regionale Organisationen fein verteilt. An einer von der Oak Foundation finanzierten Konferenz im vergangenen Januar wurde, in Zusammenarbeit mit Helvetas, das Ziel formuliert, die Klimajustiz zu promoten, und zwar «mit einer Gruppe von gleichgesinnten high-impact Individuen, Politikern und Stiftungen in der Genferseeregion».

Schon seit vielen Jahren unterstützt die Oak Foundation die kanadische West Coast Environmental Law (WCEL), gemäss Selbstbeschreibung eine Organisation für «Umweltrecht und *public advocacy*» in Vancouver. Die WCEL steckt hinter einer Briefkampagne, mit der über zwanzig Städte und Gemeinden der kanadischen Provinz British Columbia Geld von Öl- und Gasfirmen einfordern, weil diese «ihren fairen Beitrag an die Kosten des Klimawandels» leisten müssten.

Ebenso erhielt das Center for International Environmental Law (CIEL) von der Oak Foundation im Jahr 2015 eine Million Franken. Zweck der Vergabe laut Oak-Website: «Durch juristische Interessenvertretung, Analyse und Prozessführung bringt CIEL Regierungen sowie privatwirtschaftliche und finanzielle Akteure dazu, dringende und ambitionierte Massnahmen gegen den Klimawandel zu ergreifen.»

Weltweit erfreuen sich juristische Klagen gegen Unternehmen und Staaten wegen behaupteter Vergehen im Zusammenhang mit dem Klimawandel zunehmender Beliebtheit. Ein Urteil von letztem Jahr setzte eine Welle von Hunderten Klagen in Gang: Das oberste Gericht der Niederlande verurteilte die Regierung, gestützt auf die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), dazu, die CO₂-Emissionen im Vergleich zu 1990 um 25 Prozent zu senken. Um diesen Trend weiter zu befeuern, finanziert die Oak Foundation mit 450 000 Franken eine Online-Datenbank von «Klagebemühungen» («litigation efforts»).

Die erheblichen finanziellen Mittel der Oak Foundation stammen aus dem Privatvermögen des Gründers Alan M. Parker. Parker wurde 1939 als Sohn eines britischen Kolonialbeamten in Rhodesien (heute Simbabwe) geboren. Von Haus aus Buchhalter, stieg er 1966 als Partner bei Duty Free Shoppers (DFS) ein, welche in den folgenden Jahrzehnten zum Marktführer im Betrieb von Duty-free-Shops an Flughäfen wurde. Im Jahr 1996 kaufte der französische Luxusgüterkonzern LVMH das Unternehmen für

etwas mehr als vier Milliarden US-Dollar. Gemäss *New York Times* erhielt Parker 840 Millionen Dollar. Damals schon in der Schweiz wohnhaft, vermehrte er diesen Betrag in den folgenden Jahrzehnten durch Investitionen in Private Equity und Hedge-Funds, heisst es. Über den Privatmann Alan M. Parker ist wenig bekannt. Er ist offenbar ein begeisterter Golfspieler und lebt zurückgezogen in der ihm gehörenden Villa Diodati in Genf, welche Lord Byron bei seinem Aufenthalt in der Stadt im Sommer 1816 angemietet hatte.

Eine Stiftung, die keine ist

Irgendwann in den 1980er Jahren gründete Parker seine Oak Foundation. Anders als man vermuten würde, handelt es sich dabei nicht um eine Stiftung nach Schweizer Recht mit einem Stiftungskapital, das einem bestimmten Zweck gewidmet ist. Obwohl Parkers Organisation in Genf etliche Dutzend Angestellte beschäftigt, ist sie hierzulande nicht mit einer juristischen Person präsent. Auf Anfrage heisst es: «Die Oak-Stiftung besteht aus einer Gruppe von philanthropischen Organisationen mit Sitz in unterschiedlichen Ländern.»

Dreh- und Angelpunkt der Oak Foundation sind Gesellschaften auf der britischen Kanalinsel Jersey sowie Trusts. In Kalifornien unterhält Parker zwar eine echte Stiftung, die Oak Foundation USA. Offenlegungen gegenüber den amerikanischen Steuerbehörden zeigen aber, dass es sich dabei eher um ein Durchlaufvehikel mit eher bescheidenem eigenem Vermögen handelt, das jährlich aus Parkers gutverteilten Geldtöpfen genährt wird.

Im konservativen amerikanischen *Washington Examiner* haben Parkers «zweifelnde Stiftung, welche Klima-Prozesse bezahlt» sowie das «ausländische Geld, das Klimawandel-Klagen gegen amerikanische Ölfirmen finanziert», schon Irritationen ausgelöst. Anders als in den USA gibt es in der Schweiz jedoch kaum Einschränkungen für die Betätigung von Organisationen mit ideellem Zweck. Allenfalls stellt sich die Frage nach der steuerlichen Behandlung der milliardenschweren Zuwendungen an das eigene NGO-Imperium. Anerkennen die Steuerbehörden in Genf die politischen Aktivitäten der Oak Foundation als gemeinnützig? Oder werden Parkers Vermögen und Einkommen pauschal besteuert, so dass es keine Rolle spielt, ob seine Einzahlungen in das Stiftungsimperium steuerlich abzugsfähig sind? Auf Anfrage will sich das Steueramt der Stadt Genf dazu nicht äussern. Es verweist auf das Steuergeheimnis. Parker selbst steht für ein Gespräch mit der *Weltwoche* nicht zur Verfügung.

So oder so: Unter den superreichen Financiers der weltweiten Klimabewegung ist Alan M. Parker wohl der am wenigsten regulierte, besteuerte und beachtete. George Soros dürfte neidisch sein. ○

Bundesrat

Asylhochburg Schweiz

Die neue Justizministerin Karin Keller-Sutter lässt sich nach wenigen Wochen im Amt bereits als Asyl-Hardlinerin feiern. Etwas verfrüht, wie eine Bestandesaufnahme zeigt.



Hohe Quote: Bundesrätin Keller-Sutter.

Es hörte sich an wie eine Erfolgsmeldung, als Karin Keller-Sutter bei ihrer Rede zu den ersten hundert Tagen ihrer Amtszeit verkündete: Dank intensiver Verhandlungen könnten Asylbewerber aus Afghanistan wieder zwangsweise in ihre Heimatländer zurückgeführt werden. Ein paar Tage später liess sich ihr Staatssekretariat für Migration (SEM) vom *Blick* als Abschiebe-Europameister feiern – das Blatt zitierte dabei aus einem internen Papier, in dem sich das SEM selber hochjubilte, weil die Schweiz das effizienteste Land beim Vollzug von Wegweisungen sei. 56 Prozent der abgewiesenen Asylbewerber würden in ihr Herkunftsland zurückgeschafft, steht offenbar darin.

Nur, was ist aus den restlichen 44 Prozent geworden? Tatsache ist, dass unser Asylsystem langsam zu einer Lotterie verkommt, bei der jeder zweite Asylbewerber praktisch einen Treffer landet. Bei über 60 Prozent der im letzten Jahr behandelten Asylfälle wurde den Bewerbern ein Bleiberecht als Flüchtling oder als vorläufig Aufgenommener zugesprochen. Nur wer ausgesprochenes Pech hat, kommt in Abschiebehaft – das zeigen die Zahlen der nationalen Migrationsbehörde. Wen wundert's, dass die Schweiz seit Jahren die höchste Asylbewerberquote von ganz Europa hat – auch mit dem von Justizministerin Karin Keller-Sutter vielgepriesenen Dublin-Asylabkommen.

Flüchtlinge werden hin- und hergeschoben

Dieses besagt, dass Asylbewerber nur in einem Mitgliedstaat ein Asylgesuch stellen dürfen. Bei ihrer Kampagne für die Revision des Waffenrechts, das der Schweiz aufgrund des Schengen/Dublin-Abkommens aufgezwungen wurde, warnte die Bundesrätin: Ein Nein würde zu einer Kündigung dieses Vertrages

führen, mit gravierenden Auswirkungen für den Asylbereich. Keller-Sutter wollte damit sagen, dass dann noch mehr Asylsuchende in der Schweiz Zuflucht suchen würden. Dabei lässt sich anhand von ein paar Zahlen leicht aufzeigen, dass die Dublin-Regel einem fast absurden Hin- und Herschieben von Asylsuchenden gleichkommt.

So wurden 2018 laut SEM-Statistik 1760 Asylbewerber in andere europäische Länder überstellt; im gleichen Zeitraum wurden 1298 Personen von dort aufgenommen. Das Resultat war also praktisch ein Nullsummenspiel. Insgesamt wurden im letzten Jahr 6239 Asylbewerber abgeschoben, gleichzeitig scheiterten Abschiebeversuche in 5425 Fällen. Oder besser gesagt: Die Behörden haben keine Ahnung, wo diese abgewiesenen Asylbewerber verblieben sind. SVP-Nationalrat Michaël Buffat hat kürzlich einmal hochgerechnet, dass je nach Schätzung heute bis zu 250 000 Ausländer illegal in der Schweiz leben.

Teure Rückführungen

Nur in verhältnismässig wenigen Fällen wird für Asylbewerber mit negativem Asylentscheid bis zur Rückführung ins Heimatland Administrativhaft verordnet; 1985 Personen waren 2018 davon betroffen. Zum Vergleich: Im gleichen Zeitraum wurden insgesamt über 13 000 Gesuche abgelehnt. Die Rückführung dieser Personen mittels Linienflug oder Sonderflügen kostete die Schweiz 2018 über 8 Millionen Franken. Der bürokratische Aufwand dafür dürfte für Bund und Kantone aber ein Vielfaches der ausgewiesenen Flugkosten betragen.

Ein Grossteil der abgewiesenen Asylbewerber darf aber weiterhin ganz legal in der Schweiz leben – als vorläufig Aufgenommene. Von den letztes Jahr 26 103 erstinstanzlich erledigten Asylgesuchen erhielten 6358 Personen Asyl, bei 9174 wurde eine vorläufige Aufnahme verfügt, obwohl ihr Gesuch abgelehnt worden war. Der Schweiz gelingt es nicht einmal, Schwerstkriminelle auszuweisen, wie der Fall eines im Kanton Baselland gemeldeten Kosovaren zeigt: Das SEM hat seit 2010 gegen den verurteilten Vergewaltiger eine Wegweisung verfügt, er aber narrt die Behörden seit Jahren mit endlosen Rekurs-Kaskaden. Es kommt noch besser: Als er 2014 in den Kosovo reiste, stellten ihm die Migrationsbehörden von Baselland sogar kurzfristig ein Rückreiservisum aus. *Hubert Mooser*



Freut Euch des Fliegens

Die zivile Luftfahrt ist neben dem Computer die grösste Errungenschaft des letzten Jahrhunderts. Beides brachte die Menschen weltweit einander näher und verschaffte ihnen ungeahnte Möglichkeiten. Die Verteufelung des Flugzeugs durch die Ökobewegung ist unbegründet. *Von Alex Baur*

«Wer die Menschen einst fliegen lehrt, der hat alle Grenzsteine verrückt.»

Gemäss einer kürzlich im Auftrag des *Blicks* durchgeführten repräsentativen Umfrage glauben über 80 Prozent der Schweizer, dass das Fliegen unmittelbar nach der Abholzung der Regenwälder die Hauptursache für den Klimawandel sei. Beides ist falsch, objektiv falsch – und zwar unbesehen davon, ob man an die menschengemachte Klimakatastrophe glaubt oder nicht.

Die Zerstörung der tropischen Wälder ist zweifellos hässlich, bedroht die Artenvielfalt und fördert die Erosion, was schon Grund genug ist, Naturreservate zu schützen. Doch auf die Beschaffenheit der Atmosphäre hat die Art

der Pflanzen, die etwa im Amazonas wachsen, keinen grossen Einfluss. Gemäss neuesten Satellitenmessungen der US-Raumfahrtbehörde Nasa nimmt die Biomasse weltweit sogar zu, was nicht zuletzt auf die CO₂-Konzentration in der Luft zurückzuführen ist, die auf Pflanzen wie ein Dünger wirkt.

Sinnbild des Klimafrevels

Und was den weltweiten Anteil der Fliegerei an den CO₂-Emissionen betrifft: Laut der Internationalen Energieagentur (IEA) beträgt er gerade mal 2,8 Prozent, Tendenz sinkend. Selbst wenn man von den schwärzesten Szenarien des Welt-

klimarates ausgeht, kann die Aviatik keine entscheidende Auswirkung auf die Erdtemperatur haben. Wer die Luftbelastung wirklich reduzieren will, müsste bei der Industrie und beim Strassenverkehr (je rund 18 Prozent der CO₂-Emissionen) und vor allem im Bereich «Strom und Wärme» (rund 40 Prozent) ansetzen. Doch von solchen – notabene nicht umstrittenen – Tatsachen lassen sich die Klimaprotestler nicht beirren. Sie haben das Flugzeug zum Sinnbild des Klimafrevels erkoren.

Nun mag man einwenden, dass der Anteil der Fliegerei an den CO₂-Emissionen ins Gewicht fallen würde, wenn alle Menschen so viel flie-



gen würden, wie dies der durchschnittliche Schweizer tut – und dass das Fliegen ein Luxus sei, auf den man oft verzichten könnte. Warum muss man den Urlaub am Mittelmeer verbringen oder in Thailand, wo es doch in den Alpen lauschige Plätzchen gäbe? Ist es wirklich nötig, für die Schulreise nach Istanbul zu fliegen, wo viele Schüler kaum wissen, warum es in der Schöllenschlucht ein Denkmal für General Suworow gibt oder ein Anna-Göldi-Museum in Glarus? Und all die Geschäftsleute, die steuerfrei auf Geschäftskosten in der Luxusklasse um die Welt jetten – ist das etwa nicht ein Anachronismus in Zeiten der Videokonferenzen?

Diese Argumente sind diskutabel. Was stört, ist die messianische Verbissenheit, mit der sie ins Feld geführt werden. So wie einst das Auto als Sündenbock für das Waldsterben herhalten musste, wird das Flugzeug schlechtgeredet. All die Vorteile und Freiheiten, welche das Fliegen der Menschheit beschert hat, sind plötzlich nichts mehr wert. Genauso werden die technischen Fortschritte ignoriert, mit denen die Ökobilanz der Fliegerei über die Jahrzehnte massiv verbessert wurde. Und diese Entwicklung ist noch lange nicht abgeschlossen.

Paradoxerweise bedrohen die Attacken gegen die Fliegerei aber gerade die positiven Errun-

genschaften, statt sie zu fördern. Denn die nun geforderten Lenkungsabgaben und Regulationen werden die Menschen nicht vom Fliegen abhalten, sie werden lediglich die Effizienz der Fliegerei beeinträchtigen.

In den 1960er Jahren rechneten die Airlines mit 6,3 Liter Treibstoff pro Passagier auf 100 Kilometer Flugstrecke. Dieser Wert hat sich praktisch halbiert. Die Swiss beispielsweise wies im letzten Jahr im Schnitt einen Verbrauch von 3,19 Litern aus. Zum Teil liegt es an technischen Verbesserungen: Effizientere Triebwerke, bessere Aerodynamik, neue und leichtere Werkstoffe, grössere Flugzeuge. Zum andern wurde dank flexiblen Tarifen die Auslastung der Flüge nach Angaben des Internationalen Luftverkehrsverbands Iata im selben Zeitraum von 54 Prozent auf heute über 80 Prozent gesteigert. Vor allem die Billig-Airlines senkten mit der bessern Auslastung die Preise und damit den Verbrauch pro Passagier.

Unerwünschte Nebenwirkungen

Die Effizienzsteigerung in der Fliegerei ist vor allem dem Zerfall des Iata-Preiskartells und der Deregulierung des Luftverkehrs Ende des letzten Jahrhunderts zu verdanken. Im freien Wettbewerb mussten sich die privatisierten Airlines etwas einfallen lassen, was zu einer Steigerung der Effizienz führte. Ökologie und Ökonomie, so zeigte sich einmal mehr, stehen nicht im Widerspruch, sofern man den freien Markt gewähren lässt.

Im Zuge der Klimapanik fordern nun aber selbst vermeintlich liberale Kräfte wie etwa die NZZ («Fliegen ist zu billig», Ausgabe vom 20. März 2019) im Einklang mit dem durch die jüngsten Wahlergebnisse geschockten Freisinn Strafsteuern. Dem Bürger soll die Freude am Fliegen via Portemonnaie vermiest werden. Oberflächlich betrachtet, mag die wohlfeile Formel einleuchten. Doch solche Markteingriffe haben immer unerwünschte Nebenwirkungen, die leider auf keiner Packungsbeilage nachzulesen sind.

CVP-Ständerat Beat Vonlanthen (FR) hat vorgezeichnet, in welche Richtung es etwa gehen könnte: 20, 40 oder 70 Franken Öko-Busse pro Flug, abgestuft nach Kurz-, Mittel- und Langstrecke, das Doppelte oder Dreifache für Business- und First-Class-Passagiere sollen den Bürger zur aviatischen Mässigung erziehen. Dass solche Beträge die Menschen vom Fliegen abhalten, ist allerdings zu bezweifeln.

Wer ein normales Ticket kauft, der verzichtet wegen eines solchen Aufpreises kaum auf eine Reise. Er würde die Busse – vielleicht mit der Faust im Sack, vielleicht auch erleichtert, weil er sich Ablass für das schlechte Klima-Gewissen verspricht – zähneknirschend in Kauf nehmen. Auf den Flug verzichten würde höchstens der Schnäppchenjäger, bei dem ein derartiger Betrag womöglich ins Gewicht fällt. Doch weniger Flüge gäbe es deshalb nicht. Denn mit den

Discount-Angeboten werden nur Maschinen gefüllt, die ohnehin fliegen. Das Resultat einer derartigen linearen CO₂-Abgabe wäre höchstens eine schlechtere Auslastung der Flieger, die keinem dient. Damit eine CO₂-Steuer wirksam würde, müsste sie das Fliegen extrem verteuern. Reiche würde das kaum kratzen. Sie wären dann im ach so altmodischen Jetset wieder unter ihresgleichen. Der Immigrant dagegen würde schon eher mal auf den Heimatbesuch in Pristina verzichten, der Student auf die Trekkingtour in Patagonien und der Tramchauffeur auf den Strandurlaub in Bodrum. Zum Trost winkt den armen Schluckern eine Rückvergütung aus dem CO₂-Topf.

Was als soziale Wohltat angepriesen wird, kann auch als Angriff auf den sozialen Frieden verstanden werden: Fliegen würde wieder zum Privileg der Mehrbesseren. Doch die Bonzen-Arroganz, die sich hinter dem Umverteilungsmodell versteckt, ist nicht der einzige Schwachpunkt. Die Lenkungsabgabe würde nicht nur zu bürokratischen Reibungsverlusten führen, sondern zu Leerläufen und Effizienzverlusten in der Fliegerei. Ineffizienz führt aber nicht zu weniger, sondern zu mehr Emissionen.

Schon heute steuern die Airlines ihre Kosten über ausgeklügelte Computerprogramme, welche für jeden Flug die günstigste Route berechnen. Je nach Gewicht und meteorologischen Bedingungen wird die optimale Flughöhe, Geschwindigkeit und Route gewählt. Damit

Statt Barrieren zu schaffen, sollte man die Flugrouten vielmehr optimieren.

lassen sich beträchtliche Mengen an Kerosin einsparen. Berücksichtigt werden in dieser Rechnung allerdings auch die Taxen für die Nutzung des Luftraums und der Flughäfen. Und wenn die Abgaben und Treibstoffzölle höher sind als die Einsparungen beim Verbrauch, werden suboptimale Routen gewählt.

Solche Fehlanreize gibt es bereits heute, sie würden durch die CO₂-Abgaben verstärkt. Führte die Schweiz spürbare Abgaben auf das Flugkerosin ein, hätte dies zur Folge, dass nach Möglichkeit anderswo getankt oder Langstreckenflüge gar auf andere Destinationen verlegt werden. Statt aus der Schweiz direkt nach New York, Tokio oder Südafrika zu fliegen, müssten die Passagiere vermehrt auf einem sogenannten Hub im Ausland umsteigen.

Abenteuerliche Flugrouten

Die Einführung einer Treibstoffsteuer in ganz Europa hätte ganz einfach zur Folge, dass die Airlines tendenziell auf Hubs in Nordafrika, Osteuropa oder im Mittleren Osten ausweichen. Denkbar wäre auch eine Zwischenlandung zum Auftanken. Diese Tendenz ist zum Teil bereits heute zu beobachten. Die Dreh-

kreuze Katar oder Dubai konkurrenzieren die europäischen Destinationen längst mit billigem Treibstoff. Der Umweg ist zwar beschwerlich und ökologisch widersinnig. Doch er rechnet sich. Diese Länder würden sich für die Steuerpolitik der Europäer bedanken und ganz sicher nicht nachziehen.

Der eine oder andere Passagier würde vielleicht tatsächlich etwas weniger fliegen, wenn die Reise teurer, komplizierter und beschwerlicher würde. Doch die Schikanen würden kaum zu einer Reduktion der Emissionen führen. Wenn weniger Passagiere in weniger gut ausgebuchten Maschinen Umwege fliegen, bleibt die Umwelt auf der Strecke. Wer die abenteuerlich verschlungenen Flugrouten der Sowjetunion – sie möge in Frieden ruhen – noch erlebt hat, kann davon ein Liedchen singen.

Statt Barrieren zu schaffen, sollte man die Flugrouten vielmehr optimieren. Damit liessen sich Unmengen an nutzlos verbranntem Treibstoff einsparen. So gibt es seit zwei Jahrzehnten in Europa Bemühungen, die nationalen Luftraumkontrollen unter einem Dach zu vereinen, dem Single European Sky (SES). Als Vorbild dient der amerikanische Luftraum.

Umweltfreundliche Alternative zum Auto

Obwohl die US-amerikanische Luftkontrolle mit halb so hohen Betriebskosten doppelt so viele Flüge bewältigt wie alle 27 europäischen Systeme zusammen, verursacht sie 74 Prozent weniger Verspätungen. Davon profitieren nicht nur die Passagiere. Wenn ein Flug vom Start bis zur Landung auf einem zentralen Computersystem geplant und koordiniert wird, lassen sich die Luftstrassen optimal bewirtschaften, werden Umwege und Warteschlangen vermieden. Damit werden auch Tausende von Tonnen Kerosin eingespart. Die zentrale Computersteuerung macht es sogar möglich, einen Airliner zeitgenau im satellitengestützten Gleitflug (Continuous Descent Approach, kurz CDA) auf seine Destination zu lotsen. Der sanfte Anflug erspart der Airline Treibstoff und den Anwohnern viel Lärm.

Die EU hat es zwar geschafft, die innereuropäischen Flüge in einen komplizierten Handel mit CO₂-Zertifikaten einzubinden. Ausser bürokratischen Leerläufen hat man damit so gut wie nichts bewirkt. Der ursprünglich auf das Jahr 2020 geplante SES-Luftraum dagegen, der echte Einsparungen gebracht hätte, wurde auf unbestimmte Zeiten vertagt. An der im europäischen Luftverkehr bestens integrierten Schweiz liegt es nicht. Im Gegenteil, die Eidgenossenschaft war beim SES-Projekt sogar federführend beteiligt. Das Problem sind die Briten und die Spanier, die sich nicht über den Status von Gibraltar einigen mögen, sowie die streikfreudigen französischen Fluglotsen, die um ihre Privilegien bangen.

Bei einem Treibstoffverbrauch von weniger als drei Litern pro Passagier auf hundert Kilo-



Die Verunglimpfung des Flugzeuges ist ein medialer

meter ist das Flugzeug unter Umständen eine durchaus umweltfreundlichere Alternative zum Auto und sogar zur Eisenbahn. Bei der Bahn kommt es nicht nur auf die Auslastung der Züge an, sondern auch auf die Art der Stromversorgung. In Deutschland etwa, wo die Elektrizität zu einem grossen Teil mit Kohle oder Gas generiert wird, kommt der Passagier in einem vollen Flugzeug schnell auf eine bessere Ökobilanz als in einem halbleeren Zug.

Sankt-Florians-Prinzip beim Fluglärm

Dabei gilt es zu beachten, dass die Luftlinie in der Regel um rund ein Drittel kürzer ist als die auf dem Boden zurückgelegte Strecke. Was bei der Berechnung der Ökobilanz auch gerne vergessen geht: Das Flugzeug braucht keine Strassen, keine Tunnels, keine Viadukte, keine Trassees und keine Stromleitungen, bei deren Bau und Unterhalt gewaltige Mengen an CO₂ freigesetzt werden. Luftstrassen müssen im Winter nicht geräumt und gesalzen werden, anders als Bahnstrecken belasten sie keine Anwohner mit Feinstaub. Start- und Landepisten mögen gross erscheinen, doch, gemessen an Strassen und Eisenbahntrassees, ist der Landverschleiss der Fliegerei ein Klacks. Selbst beim Lärm schneidet das Flugzeug insgesamt besser ab als das Auto oder die Schiene. Wenn sie einmal auf Reishöhe sind, hört man moderne Jets kaum noch.

Im Umfeld der Flughäfen gilt der Fluglärm zwar als Ärgernis. Das Problem liegt aber oft mehr beim Sankt-Florians-Prinzip als bei der effektiven Belastung. Während Bahn- und Strassenlärm übers ganze Land verteilt sind und damit alle mehr oder weniger gleichermassen belästigen, betrifft der Fluglärm nur weni-



Hype: Flugshow in Payerne, 2017.

ge Gemeinden. Die meisten Betroffenen fliegen selber allerdings auch gerne. Sie ärgern sich nur darüber, dass ausgerechnet sie den Krach haben und nicht die andern. Windige Politiker, die selber natürlich ebenfalls nicht aufs Flugzeug verzichten mögen, bewirtschaften den Neidfaktor zum Nulltarif.

Tatsache ist: Der effektive Fluglärm hat in den letzten Jahrzehnten trotz viel Politlärm und erhöhtem Verkehrsaufkommen insgesamt massiv abgenommen. Die Emissionen eines modernen Jets sind gegenüber den ersten Düsenflugzeugen um 25 Dezibel – also um das Sechsfache – geringer. Eine weitere Halbierung gilt als technisch machbar. CDA-gesteuerte Landungen sind kaum noch zu hören. Lärmig sind nach wie vor die Starts von grossen Airlinern. Doch auch hier gehören schonende Prozeduren, welche den beschallten Radius zumindest verkleinern, längst zum Standard.

Allerdings hat die Politik auch hier einen Trick gefunden, um den Missmut der Anwohner zu bewirtschaften: Sie erklärt die Zahl der vom Fluglärm Betroffenen zum Mass der Dinge. Und diese Zahl steigt aller Lärmreduktionen zum Trotz an vielen Orten, so auch in der Region Zürich. Der Widerspruch erklärt sich aus dem Umstand, dass der Krach die Menschen offenbar nicht davon abhält, in die Nähe des Flughafens zu ziehen.

Ähnlich wie in den Innenstädten, wo sich vor allem Zuzüger über den Strassenverkehr beklagen, entlockt man den Alteingesessenen im Umfeld der Flughäfen erfahrungsgemäss bloss ein Schulterzucken, wenn man sie auf Lärm anspricht: Wem es nicht gefällt, der soll es sich bitte anderswo bequem machen. Doch die Zürcher Airport-Region boomt. Dieser Trend hin

zu den Flughäfen lässt sich weltweit feststellen, und er ist symptomatisch für die Doppelmoral, welche die Fliegerei-Debatte beherrscht: Wer gegen Vielflieger stänkert und Einschränkungen fordert, meint in der Regel die andern.

Eine Umfrage der unverdächtigen Forschungsgruppe Wahlen (das Institut erstellt unter anderem auch die Wahlprognosen für das ZDF) in Deutschland aus dem Jahr 2014 hat gezeigt: Es sind ausgerechnet die Wähler der Grünen – also jener Partei, welche das Fliegen am eifrigsten verteufelt und bekämpft –, die selber mehr fliegen als alle anderen politischen Gruppen. Das Muster erinnert an den pädophilen Priester, der vor dem Altar die teuflischen Versuchungen verdammt. Das Phänomen ist aus der Psychologie bekannt: Man bekämpft ein Verhalten öffentlich, das man zwar als verwerflich betrachtet, auf das man aber selber nicht freiwillig verzichten will. Wenn schon, so sagt man sich, dann sollen zuerst die andern verzichten oder wenigstens für ihren Frevel bezahlen. Dass die grünen Fluggegner im statistischen Schnitt zu den Besserverdienern gehören, macht die Ablasszahlung für sie erträglich. Schliesslich können sie es sich leisten.

First Class ist in diesen Kreisen ein Muss

Man kann zwar sicher nicht allen Ökoaktivisten eine solche Doppelmoral unterstellen. Viele von ihnen meinen es zweifellos ernst und gehen mit dem aus ihrer Sicht guten Beispiel voran. Ausgerechnet auf die Leader dieser Bewegung trifft dies aber nur selten zu. Zehntausende von Forschern, Aktivisten, Lobbyisten und Politikern jetten jahraus, jahrein um die Welt, von einem Kongress zum nächsten, um das Klima zu retten. Die Uno-Funktionäre, welche diesen kolossalen Umzug anführen, begnügen sich in der Regel nicht mit der Business-Klasse. First Class ist in diesen Kreisen ein Muss, wie der Schreiber anlässlich einer Reportage über den Weltklimagipfel in Lima feststellen konnte (*Weltwoche* Nr. 50/14, «Zum Trost gibt es viele Flugmeilen»). Diese Leute sehen sich als Elite und mischen sich nicht gerne unter gemeine Volk. Schliesslich sind sie in einer wichtigen Mission unterwegs: Sie müssen viel fliegen, nicht weil sie wollen, sondern damit die anderen nicht mehr so viel fliegen.

Folgt man dieser Logik, ist das Fliegen ein Übel, das sich lediglich durch den guten Zweck rechtfertigen lässt. Doch wer bestimmt eigentlich, welcher Zweck gut ist? Ist es wirklich schlecht, wenn sich auch einfache Leute einen ganz profanen Ausflug ans Meer leisten können; wenn eine Schulklasse mal in eine ferne Stadt düst; wenn ein Gastarbeiter für ein Familienfest in seine Heimat reist oder ein Student für ein Wochenende nach New York?

«Wer die Menschen einst fliegen lehrt», prophezeite Friedrich Nietzsche vor über hundert Jahren, «der hat alle Grenzsteine verrückt; alle Grenzsteine selber werden ihm in die Luft flie-

gen, die Erde wird er neu taufen – als «die Leichte» («Also sprach Zarathustra», Kapitel 66). Der deutsche Philosoph hat nicht übertrieben. Er erahnte, dass mit der Fliegerei eine völlig neue Dimension erschlossen werden würde. Das Flugzeug hat die Menschen, unbesehen ihrer Herkunft, Rasse oder Religion, weltweit einander nähergebracht, auf eine Art und Weise, die vorher kaum vorstellbar war. Es war neben dem Computer die revolutionärste technologische Errungenschaft des vergangenen Jahrhunderts.

Die Post und die Schifffahrt haben wohl schon viel früher für globale Standards und einen internationalen Austausch gesorgt. In Chroniken und Reiseberichten konnte sich bereits Nietzsche virtuell um den Globus bewegen. Doch er hatte erkannt, dass es etwas anderes ist, die Distanzen und Grenzen selber physisch zu überwinden. Daran hat sich nichts geändert. Die Videokonferenz und Online-Recherche können den direkten menschlichen Kontakt nicht ersetzen.

Allerdings haben Ökofundamentalisten das Internet auch schon im Visier. So kündigte die NZZ kürzlich in einem grossen Bericht («Streaming ist das neue Fliegen», Ausgabe vom 16. April 2019) auf der Titelseite an, dass gemäss neuen Berechnungen das Internet angeblich wegen seines hohen Strombedarfs für 3,7 Prozent der weltweiten Treibhausgasemissionen verantwortlich sei. Das ist sogar noch mehr, als der Fliegerei zugeschrieben wird. Gemäss NZZ ist das Streaming von Videos besonders umweltbelastend. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis auch eine CO₂-Lenkungsabgabe zur Eindämmung der Freude an Netflix und Konsorten gefordert wird.

Mediale Verzerrungen

Die Verunglimpfung des Flugzeuges ist nicht zuletzt ein medialer Hype. Wenn Zehntausende von (bisweilen nicht mehr so jungen) Jugendlichen für das Klima durch die Strassen ziehen und gegen Flugzeuge demonstrieren, wird auf allen Kanälen in einfältiger Ergebntheit berichtet. Jede mittelprächtige Flugshow lockt Hunderttausende ins Freie, doch das reicht bestenfalls für eine Meldung mit einem netten Foto im Lokalteil. Gross berichtet wird nur, wenn mal ein Flieger abstürzt, wobei man natürlich schnell vergisst, dass das Flugzeug, gemessen an der zurückgelegten Strecke, das sicherste aller Verkehrsmittel ist.

Wir sollten uns von solchen medialen Verzerrungen die Lust am Fliegen nicht vermiesen lassen. Das Flugzeug hat das Reisen schneller, sicherer, bequemer und erschwinglicher gemacht. Freuen wir uns darüber, dass weltweit ein schnell wachsendes Heer von Normalsterblichen sich heute etwas leisten kann, was einst einer privilegierten Elite vorbehalten war. Vielleicht ist das der wahre Grund, warum jene, die das Flugzeug selber am meisten nutzen, es dem gemeinen Volk vergönnen. ○

Leprakolonie im Bundestag

Gemieden, geschnitten, gemobbt: Die Abgeordneten der Alternative für Deutschland im Bundestag werden von ihren Kollegen und Ministerialbeamten wie Aussätzige behandelt. Aus dem Alltag eines AfD-Parlamentariers. *Von Wolfgang Koydl*

René Springer ist ein umgänglicher Typ. Er grüsst freundlich, er lächelt, er hat für jeden ein nettes Wort. Erstaunlich also, dass die Frau, zu der er in den Lift steigt, weder Gruss noch Lächeln erwidert und hasserfüllt an ihm vorbei unverwandt in eine Ecke der Kabine starrt. Im Erdgeschoss drängelt sie sich so schnell sie kann an ihm vorbei, peinlich darauf bedacht, jeglichen Körperkontakt zu meiden.

«Erlebe ich tagtäglich», bemerkt Springer trocken, als er draussen auf der Strasse unter dem grauen Berliner Himmel steht. «Die Dame kam aus dem sechsten Stock. Dort haben die Linken und die SPD ihre Abgeordnetenbüros. Und die reden nun mal überhaupt nicht mit uns.»

Springer sitzt seit anderthalb Jahren für die Alternative für Deutschland (AfD) im deutschen Bundestag. Mit 91 Abgeordneten stellt sie die drittgrösste Fraktion hinter Union und SPD, und weil diese Parteien gemeinsam regieren, ist sie die grösste Oppositionspartei. Im britischen System wären ihre Fraktionschefs Alice Weidel und Alexander Gauland *leaders of the opposition* und damit formell und offiziell Teil des politischen Systems. Im deutschen System sind sie Aussätzige.

Allein am Esstisch

Auch Grüne und Linke waren von den etablierten Parteien geschnitten worden, als sie zum ersten Mal im Bundestag sassen. Aber bei der AfD hat die Ausgrenzung eine andere Qualität, was nicht zuletzt am Nazi-Vorwurf liegt, mit dem alle ihre Mitglieder pauschal belegt werden und der in Deutschland absolut toxisch ist. Die Ausgrenzung geht über politische Stigmatisierung hinaus und schlägt sich in teils offen zur Schau gestelltem Hass nieder. Fraktionschefin Weidel war nicht die einzige AfD-Abgeordnete, die im Restaurant des Bundestags erleben musste, dass sich Gäste wegsetzten, als sie am Nebentisch Platz nahm.

Die Ausgrenzung beschränkt sich nicht auf den alltäglichen Umgang. Der AfD werden Posten und Mitgliedschaften vorenthalten, die ihnen nach demokratischen Gepflogenheiten oder bundesrepublikanischem Brauch zustünden. Auch die Bundesregierung und ihre Ministerien beteiligen sich an dem Polit-Mobbing und lassen Vorstösse der grössten Oppositionsfraktion oft ins Leere laufen.

So brauchte das Verteidigungsministerium sechs statt der verpflichtend vorgesehenen zwei Wochen, um auf eine Anfrage von Spring-



«Die Altparteien wollen uns zeigen, wer die Macht hat»: AfD-Politiker und Ex-SPDler Springer.

ger zu posttraumatischen Störungen deutscher Afghanistan-Veteranen zu antworten. Besonders perfide: «Ein Teil der Antwort wurde in den Bericht des Wehrbeauftragten gepackt, bevor wir sie erhielten», berichtet Springer. Der Grund: «Damit konnten wir in den Medien mit unserem Vorstoss nicht mehr punkten.»

Springer ist repräsentativ für die Mehrzahl der AfD-Parlamentarier. Sicher, in Partei und in Fraktion tummeln sich einige Mitglieder,

Noch nicht einmal Fussball spielen dürfen potenzielle AfD-Kicker mit ihren Kollegen.

die an der Grenze zum Rechtsextremismus entlangtänzeln. Doch an dem Ostdeutschen Springer perlen Nazi-Vorwürfe ab. Geboren 1979 in Ostberlin, war er zehn Jahre alt, als die Mauer fiel. Zwölf Jahre diente er in der Bundesmarine, einige Monate als Ausbilder in

Afghanistan. Von 2005 bis 2009 war er SPD-Mitglied, bevor er 2015 in die AfD eintrat. Ein Jahr zuvor hatte ihn Gauland, damals AfD-Fraktionschef im Brandenburger Landtag, als persönlichen Referenten berufen.

Dass er in den Gängen des Bundestags nicht begrüsst wird, dass seine ausgestreckte Hand ignoriert wird, dass er abends kein Bier mit Kollegen anderer politischer Couleur trinkt – das kann Springer verschmerzen. «Menschlich gesehen stört mich das nicht», meint er. «Es ist doch nur ein Offenbarungseid, der zeigt, dass der andere keine Argumente hat.» Wirklich stören tut ihn etwas anderes: dass es politisch nicht einmal ansatzweise eine Zusammenarbeit gibt, «obwohl wir doch alle gewählt wurden, um im Interesse der Wähler tätig zu werden».

Selbst in den Parlamentsausschüssen, wo fern von Kameras und Öffentlichkeit die eigentliche Arbeit verrichtet wird, gebe es keinen sachlichen Austausch von Argumenten, berichtet Springer. Und derweil die AfD

durchaus schon für Anträge gestimmt hat, die von der FDP oder gar von der Linken eingebracht wurden, «wenn uns die Argumente überzeugen», funktioniere das andersrum nie: «Wenn wir in einem Antrag sagen würden, dass es nachts dunkel ist, würde der nicht durchkommen», schliesst er mit bitterer Ironie. «Es geht nicht um die Sache, sondern nur darum, dem anderen bloss nicht recht zu geben; es geht um die Macht, das wird noch nicht einmal mehr verschleiert.»

Mobbing von der Verwaltung

Dass er mit seinem Spott nicht weit von der Realität entfernt liegt, zeigt ein jüngstes Beispiel. Die AfD hatte im Bundestag beantragt, dass Firmen, die mehr als die gesetzlich vorgeschriebene Quote an Behinderten beschäftigen, finanziell belohnt werden sollten. Das Vorhaben war ideologiefrei und stand in keinem Zusammenhang mit der Migrationsfrage, dem Hauptthema der AfD. Dennoch gelang es Rednern anderer Fraktionen, einen Zusammenhang zwischen dem AfD-Antrag und dem Euthanasieprogramm der Nazis zu insinuieren.

Nicht nur der politische Gegner beteiligt sich am Mobbing, sondern auch Ministerien, wie Springer an einem anderen Beispiel belegt. Bei einer Podiumsdiskussion stellte sich heraus, dass andere Teilnehmer bereits im Besitz des geheimen Referentenentwurfs für ein neues Fachkräftezuwanderungs-Gesetz waren. Als Springer das zuständige Innenministerium darauf ansprach, erhielt er die schnippische Antwort, dass «im Zeitalter des Internets» eben Papiere an die Öffentlichkeit gelangten, «die dafür noch nicht bestimmt sind».

Symptomatisch für den Umgang mit der AfD ist der Streit um den Posten eines Vizepräsidenten des Bundestags. Die Geschäfts-

ordnung gesteht jeder Fraktion einen Stellvertreter von Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble zu. Sie leiten abwechselnd die Sitzungen, lassen abstimmen, erteilen das Wort und sprechen Rügen aus. Nachdem der erste AfD-Kandidat Albrecht Glaser wegen angeblicher Islamfeindlichkeit dreimal abgelehnt worden war, stellte die Partei die hessische Abgeordnete Mariana Harder-Kühnel auf, die politisch nicht belastet ist. Aber auch sie fiel zweimal durch.

Für René Springer liegt der Grund auf der Hand: «Die Altparteien wollen uns zeigen, wer die Macht hat. Ausserdem geniesst ein Bundestagsvizepräsident nicht nur Renommee, er repräsentiert auch in der Öffentlichkeit. Und dort will man uns keine Bühne geben.» Auch im dritten Anlauf scheiterte Harder-Kühnel – und dies, obwohl einflussreiche CDU-Granden erklärt hatten, diesmal für sie stimmen zu wollen. Man wolle vermeiden, so hiess es, dass sich die AfD weiter als Opfer darstellen könne. Anders ausgedrückt: Inzwischen ist bei einigen Vertretern der Altparteien die Nachricht angekommen, dass sogar Wähler, die wenig Sympathien für die Rechtskonservativen hegen, die planmässige Zurücksetzung dieser Partei beargwöhnen.

Aufmunternder Gruss

Auf Dauer wird man der Partei einen Bundestagsvizepräsidenten nicht vorenthalten können, doch bei anderen Einrichtungen sieht es anders aus. Die ehrwürdige Deutsche Parlamentarische Gesellschaft etwa ist ein Klub ehemaliger und gegenwärtiger Abgeordneter und kann nach deutschem Vereinsrecht entscheiden, wer ihr beitreten darf und wer nicht. Nun will sie in ihre Satzung einen Passus aufnehmen, nach dem sich ihre Mitglieder zu «Menschenwürde, Völkerverständigung und den Grundsätzen von Demokratie und Rechts-

staat» verpflichten. Damit wolle man AfD-Anträge im Keim ersticken, hiess es von der Vereinsführung. Freilich blieb sie die Antwort auf die Frage schuldig, wie man die Einhaltung dieser Forderung überprüfen wollte, es sei denn, man unterstellte jedem AfD-Mitglied pauschal eine antidemokratische Gesinnung.

Doch genau dies scheint oft der Fall zu sein, indem man einzelne Personen gleichsam in Sippenhaft nimmt. Dies widerfuhr dem AfD-Abgeordneten Uwe Witt, dem auch nach vier Anläufen die Aufnahme in die Stiftung des Holocaust-Mahnmals verwehrt wurde – mit der Begründung, dass Angehörige einer rechtsradikalen Partei keinen Platz in einem solchen Gremium hätten. Doch auf niemanden trifft diese Behauptung weniger zu als auf Witt, einen ausgewiesenen Israel-Freund und Kritiker des AfD-Rechtsaussen Björn Höcke.

Noch nicht einmal Fussball spielen dürfen potenzielle AfD-Kicker mit ihren Kollegen, selbst wenn sie «einen Super-Rechtsaussen aufbieten könnten», wie René Springer mit schelmischem Grinsen sagt. Der FC Bundestag hat zwei Aufnahmegesuche abgelehnt, zwei andere AfD-Freizeitkicker nehmen so lange nicht am Training teil, wie der Verein nicht generell für alle Abgeordneten offensteht. Worum es wirklich geht, verriet der Linken-Abgeordnete André Hahn, der für die Altherrenmannschaft im Sturm steht: «Es ist schwer vorstellbar, mich nach einem Tor mit einem AfD-Mann abzuklatschen.»

René Springer zuckt die Achseln. Nicht aufregen, will er damit sagen, auch an schlechtem Wetter kann man ja nichts ändern. Ausserdem gibt es Lichtblicke: «Haben Sie gesehen?», fragt er, als er aus dem Plenum des Bundestags ins Foyer hinausgetreten ist. «Das war Omid Nouripour von den Grünen. Der hat gegrüsst, denn der schätzt meine Afghanistan-Expertise.» ○

Spass mit Milliarden:

Big Business mit

Freizeit-Parks.

Diese Woche:
Wer wie viel kassiert.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Zwei Frauen gegen eine Partei

Alexandria Ocasio-Cortez und Ilhan Omar versetzen Amerika in Aufregung. Die eine fordert Flugverbote und Fleischverzicht, die andere kokettiert mit Antisemitismus. Mit ihrer Politik schwächen sie die Demokraten. *Von Amy Holmes*

Zwei junge amerikanische Politikerinnen haben meteoritengleich im Washingtoner Establishment eingeschlagen und sorgen für Unruhe. Ilhan Omar, Abgeordnete aus Minnesota, und ihre Kollegin Alexandria Ocasio-Cortez aus New York lösen mit ihrer radikal linken Politik hitzige Debatten aus. Omar, die erste Somali-Amerikanerin, die in das Repräsentantenhaus gewählt wurde, irritiert die Führung der Demokratischen Partei mit ihren schrillen (und nach Ansicht vieler Beobachter antisemitischen) Äusserungen zu Israel und dessen amerikanischen Freunden. Die jüngste Kontroverse dreht sich um ihre Feststellung, bei dem Terroranschlag vom 11. September 2001 hätten «ein paar Leute etwas getan». Die *New York Post* reagierte sofort, indem sie auf der Titelseite ein Bild der brennenden Zwillingstürme abdruckte mit dem Kommentar: «Das ist Ihr Etwas ... 2977 Tote, die Opfer von Terroristen wurden.»

Alexandria Ocasio-Cortez, die bei ihren Anhängern nur AOC heisst, verteidigt Omar nachdrücklich und tritt vehement für einen «Green New Deal» ein, der das Leben der Amerikaner innerhalb von zehn Jahren radikal verändern würde (keine Flugreisen, keine fossilen Brennstoffe und kein Fleischkonsum mehr). Nancy Pelosi, die Sprecherin des Repräsentantenhauses, der natürlich bewusst ist, dass die Partei mit dieser sozialistischen Forderung ihre Wähler der Mitte vor den Kopf stossen würde, tut AOCs Projekt als «grünen Traum» ab, von dem niemand wisse, worum es dabei genau gehe.

Anrührende Szene

Bevor Omar 2016 zu nationaler Berühmtheit aufstieg, war sie eine junge Mutter von drei Kindern, die als Stimme marginalisierter Gruppen in das Parlament von Minnesota einziehen wollte. «Time for Ilhan» (Zeit für Ilhan), ein neuer Dokumentarfilm über ihren historischen Wahlkampf, beginnt mit einer rührenden Szene häuslichen Glücks.

«Meine Mama ist Präsidentin!», jubelt Töchterchen Ilwad, während Ilhan Omar ihr das lange, seidige Haar flicht.

«Und was macht mich zur Präsidentin?», fragt sie amüsiert.

Ilwad hält kurz inne. «Weil du dich um deine Kinder kümmerst!»

Omar sagt zu ihrer Tochter (und vermutlich auch zur Kamera): «Ich erzähl dir jetzt mal eine Geschichte. Als ich so klein war wie du, haben



«Wir werden Schwierigkeiten machen»: Demokratinnen Ocasio-Cortez (l.), Omar.

mir meine Schwestern die Haare abgeschnitten. Ich bin immer mit einem kahlgeschorenen Kopf herumgelaufen. Und weisst du warum? Weil ich keine Mama hatte und niemand Zeit für diese verrückte Sache hatte.»

In dieser anrührenden Szene erfährt man, dass Omar, die in Somalia geboren wurde und als Flüchtling das Land verliess, nicht nur eine hingebungsvolle Mutter ist, die als Kind tragische Verluste erlebte, sondern auch eine geschickte Politikerin, die genau weiss, wie man bestimmte Dinge wirkungsvoll zum Ausdruck bringt – und die es mit diesem Talent schliesslich in den US-Kongress schaffen wird.

Phyllis Kahn, die dienstälteste amerikanische Politikerin, die Ilhan Omar 2016 spektakulär unterlag, sagt im Gespräch mit der *Weltwoche*: «Sie hat eine faszinierende Biografie, und sie kann sehr gut sprechen.» Kahn, eine kampferprobte Feministin, erinnert sich: «Während des Wahlkampfes habe ich gesagt: <Sie ist jünger als ich, sie ist hübscher als ich, und sie wirkt netter als ich, weil sie jedem Ge-

sprächspartner in allem zustimmt.>» Zwei Jahre später, 2018, eroberte Omar ihren Wahlbezirk mit 78,2 Prozent der Stimmen. Sie ist damit die erste Schwarze, die Minnesota im Repräsentantenhaus vertritt, und eine von zwei Musliminnen, die es bis nach Washington geschafft haben.

Fackelträgerin des Sozialismus

In der multiethnischen New Yorker Bronx trat derweil eine andere farbige Frau – schlank, telegen, schlagfertig – gegen einen altgedienten Demokraten an. Überraschenderweise besiegte die damals 28-jährige AOC den Politveteranen Joe Crowley und wurde damit als jüngste Frau aller Zeiten in den Kongress entsandt. Dieses Ergebnis hätte bis zuletzt niemand für möglich gehalten, wie Michael Tobman, ehemaliger Mitarbeiter von Charles Schumer, dem New Yorker Senator, im Gespräch erklärt. Crowley sei ein klassischer politischer Strippenzieher gewesen, «der Stadträte, Richter und mehr Abgeordnete

te <machte>, als wir an Fingern und Zehen abzählen können».

Dank diesem erstaunlichen Sieg hat es die Fackelträgerin des demokratischen Sozialismus auf die Titelseiten von Magazinen geschafft, sie wird in schmeichelhaften TV-Porträts vorgestellt und hat Millionen Follower in den sozialen Netzwerken. Ihre erste Rede im Repräsentantenhaus ist das meistgesehene Video in der Geschichte der Live-Übertragungen aus dem Kongress. Netflix schnappte sich am Sundance-Filmfestival einen Dokumentarfilm über AOC für atemberaubende zehn Millionen Dollar, weil man sicher ist, dass Millionen den Film sehen werden.

Doch im Schatten dieser öffentlichen Euphorie staut sich Unmut an. Einige Demokraten fühlen sich ausgesprochen unwohl in der fortschrittlichen Welt von Ilhan Omar und AOC. Die beiden Frauen, von denen Tobman sagt, sie seien von der Richtigkeit ihrer Politik absolut überzeugt, drohen die Demokratische Partei zu zerreißen.

Kaffeeklatsch in Washington

Nancy Pelosis Unzufriedenheit bleibt der Öffentlichkeit nicht verborgen. In einem Interview in «60 Minutes» vor zwei Wochen tat sie die Behauptung, AOC und ihre Leute stellten einen «Flügel» der Demokratischen Partei dar, sichtlich verärgert ab. Mit einem gezwungenen Lächeln erwiderte sie: «Es sind fünf Leute.»

Und in der vergangenen Woche wurde Pelosi dann deutlich. Bei einem Auftritt in der London School of Economics erklärte sie: «Die Wahlen haben wir nicht in Wahlkreisen wie dem meinen oder dem von Alexandria gewonnen. In diesen Wahlkreisen hat das Glas Wasser mit einem D neben dem Namen gewonnen.»

Der zweithöchste Demokrat hinter Pelosi, Steny Hoyer aus Maryland, scheint ebenfalls die Geduld zu verlieren. Bei einer Konferenz des American Israel Public Affairs Committee (einer proisraelischen Organisation) in Washington stellte Hoyer, der Maryland seit 1981 im Repräsentantenhaus vertritt, ausdrücklich fest, dass es 62 neue Mitglieder im Haus gebe, «nicht drei».

Dies wurde als scharfe Kritik an Omar interpretiert, die im Februar getwittert hatte, dass es bei der Unterstützung für Israel «nur um die Benjamins» gehe (Slang-Ausdruck für Hundert-Dollar-Scheine), womit sie offenbar sagen wollte, dass sich amerikanische Politiker von ruchlosem jüdischem Geld kaufen liessen. Einige Wochen später, bei einem politischen Kaffeeklatsch in einer Washingtoner Buchhandlung, beharrte sie darauf, dass die Freun-

de des jüdischen Staates «Loyalität gegenüber einem ausländischen Staat» verlangten – womit sie nach Ansicht vieler Beobachter auf das uralte antisemitische Klischee von der doppelten Loyalität von Juden anspielte.

«Ihr habt keine Ahnung»

Phyllis Kahn, Kind osteuropäischer jüdischer Einwanderer, findet Omars Ausbrüche nicht sonderlich überraschend. Schon 2016 wies sie darauf hin, dass Omar antisemitische Ansichten vertrete. Sie erinnert sich an einen Zwischenfall bei den Lokalwahlen in Minneapolis 2014, wo ein somalisch-amerikanischer Wahlleiter die Wähler auf Somali offenbar instruierte, dass die eine Zeile «für unseren somalischen Bruder» sei, die andere Zeile «für die alte Jüdin» – gemeint war Kahn. Laut eidesstattlicher Erklärung eines somalischen Anhängers von Kahn war Omar, seinerzeit Mitarbeiterin der Stadtverwaltung, in dem Wahllokal anwesend und erteilte dem Wahlleiter Anweisungen. Kahns Wahlkampfteam reichte Beschwerde ein, Omar bestritt die Vorwürfe.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* sagt Kahn: «Es gibt ein paar Somalis, die mich regelmässig anrufen und um meine Hilfe bitten, weil sie Omar loswerden wollen.» Laut Kahn suchen diese Personen einen Kandidaten, der 2020 bei den Vorwahlen in Minnesota gegen Omar antreten könnte. «Ihnen gefällt nicht, dass sie ihren Ruf [als Muslime] beschädigt.»

In den ersten drei Monaten seit ihrer Wahl hat Omar jedoch mehr als 830 000 Dollar an Spendengeldern eingesammelt, mehr als die omnipräsente AOC. Vor zwei Wochen wurde Omar in einer Talkshow von dem Gastgeber Stephen Colbert gefragt, ob sie und ihre Kolleginnen sich nicht einer gemässigeren Sprache bedienen sollten. Omar entgegnete lächelnd: «Seit Jahren sollen Frauen sanft sein. Sie sollen unsichtbar und nicht zu hören sein. [Pelosi] wäre nicht da, wo sie heute ist, wenn sie sich daran gehalten hätte. Und das gilt besonders

für Vertreterinnen von Minderheiten. [...] Wir werden nicht schweigen. Wir werden nicht unsichtbar sein. Wir werden Schwierigkeiten machen.»

Oder wie AOC einem Kritiker auf Twitter schrieb: «Um Alan Moore zu zitieren: Ihr habt keine Ahnung. Ich bin nicht mit euch eingesperrt. Ihr seid mit mir eingesperrt» [versehen mit Tränen lachendem Smiley].

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Genug!

Die Amerikaner haben die Nase voll von der schier unendlichen russischen Trump-Saga.

Glück für den legendären Schauspieler und tapferen Streiter Robert De Niro. Noch kriegt er in der TV-Show «Saturday Night Live» eine Bühne, um seinen Fantasien freien Lauf zu lassen: Er möchte Präsident Donald Trump in einen orangenen Gefängnisanzug stecken, ihm Handschellen anlegen und den Schlüssel wegschmeissen.

Doch das restliche Amerika kann die russische Verschwörungsgeschichte nicht mehr hören. Selbst die Demokraten wollen von einer Amtsabsetzung nichts mehr wissen. Gemäss Fox News führte Parlamentssprecherin Nancy Pelosi eben eine 87 Minuten dauernde Telefonkonferenz mit mehr als 170 ihrer Kollegen, um die traurige Nachricht zu verbreiten: Ein Amtsenthebungsverfahren kommt nicht infrage.

Unter den demokratischen Präsidentschaftsanwärtern setzen sich nur die Senatorinnen Elizabeth Warren und Kamala Harris für eine unverzügliche Absetzung Trumps ein. Warren und Harris erreichen bei Umfragen einstellige Popularitätswerte.

Das Amtsenthebungsverfahren war nie ein Publikumsrenner, fast die Hälfte der Wählerschaft ist strikt dagegen. Sogar unter den Anhängern der Demokraten, unter welchen ein solches Impeachment-Verfahren lange Zeit Zuspruch fand, schwindet die Lust an einem rachsüchtigen Ende der russischen Saga. Die CNN-Moderatorin Alisyn Camerota gestand schon vor zwei langen Sommern, wie sehr sie diese Geschichte nervte. «Ich spüre euren Überdruß wegen der Russen», sagte sie, «und ich teile ihn. An manchen Morgen bete ich für eine Nachrichtenlage ohne diese Endlosgeschichte.»

So Gott will, findet Camerotas Stossgebet endlich Gehör. Die schlechten Quoten von CNN und MSNBC legen das nahe. Sie illustrieren die kollektive Stimmung der Amerikaner: Das einzige Köpferrollen, das sie sehen wollen, läuft in «Game of Thrones» am Sonntagabend. *Amy Holmes*

Schlag ins Gesicht

Die grundlegende Theorie der Mueller-Untersuchung war eine Lüge. Trotzdem lassen Trump-Gegner nichts unversucht, mit dem Präsidenten abzurechnen. Und spalten so das Land weiter. *Von Buck Sexton*

Präsident Donald Trump hat mit den Russen kein Komplott geschmiedet, um Einfluss auf die US-Wahlen 2016 zu nehmen. Der kürzlich veröffentlichte Bericht von Sonderermittler Robert Mueller lässt viele Schlüsse zu, aber die bei weitem wichtigste Erkenntnis ist die, dass es zwischen Präsident Trump, seinem Wahlkampfteam und der Russischen Föderation keine «geheimen Absprachen» (*no collusion*) gegeben hat. Zynische Versuche amerikanischer Medien, die Aufmerksamkeit nun auf eine Behinderung der Justiz zu lenken, dürfen diese entscheidende Tatsache nicht verschleiern. Es ist Zeit, die Dinge ins rechte Licht zu rücken. Mehr als zwei Jahre ergingen sich die Medien in Andeutungen (und bisweilen unverhohlenen Beschuldigungen), Präsident Trump habe sich des Landesverrats schuldig gemacht. Abend für Abend befragten Nachrichtenmoderatoren grosser TV-Sender wie CNN Experten, die darlegen sollten, dass Präsident Trump sein Land verraten habe und ein unrechtmässiger Oberbefehlshaber der Streitkräfte sei. Europäische Medien griffen diese Einschätzungen auf und verliehen ihnen zusätzliches Gewicht. Der Schaden, den diese Lügen für die Präsidentschaft Trumps bedeuten, ist immens, und für die knapp 63 Millionen Amerikaner, die Trump gewählt haben, ist das Ganze ein Schlag ins Gesicht.

Gegen Berufsethos verstossen

Das Narrativ von den «geheimen Absprachen» hat das Land noch tiefer gespalten. Wichtige staatliche Behörden wie etwa das Justizministerium operierten offen politisch. Ehemalige Geheimdienstchefs wie John Brennan und James Clapper erklärten im Fernsehen, der Präsident der Vereinigten Staaten habe in einer Weise gehandelt, die an Landesverrat grenze, und sei überhaupt von seiner Psyche her ungeeignet für das Amt. Bis heute gibt es seriöse Berichte, laut denen hohe Beamte in Erwägung zogen, Trump unter Berufung auf den 25. Verfassungszusatz seines Amtes zu entheben. Die Linken steigerten sich in einen solchen Wahn hinein, dass sie zu der Ansicht kamen, Trump müsse geistesgestört sein.

Diese ganze Hysterie war ungerechtfertigt und in weiten Teilen geradezu psychotisch.



Keine Schachfigur der Russen: Präsident Trump.

Wie wir inzwischen aus dem umfangreichen und gründlichen Mueller-Bericht wissen, war die These von der Zusammenarbeit zwischen Trump und Russland komplett unbegründet. Die «geheimen Absprachen», die aufzudecken die Demokratische Partei und ihre Verbündeten in den Medien versprochen haben, sind ein Mythos.

Statt aus dieser Erfahrung heilsame Lehren zu ziehen, lenkt die Opposition ihre Empörung einfach auf ein anderes Thema. Man redet nun nicht mehr von irgendwelchen Absprachen, sondern von Behinderung der Justiz. Sonderermittler Mueller hat in seinem Bericht zwar festgestellt, dass die Justiz nicht behindert wurde, aber er hat den Präsidenten auch nicht völlig entlastet.

Mueller hat erkennbar politische Position bezogen und damit gegen sein Berufsethos verstossen. Es ist die Aufgabe des Anklägers, festzustellen, ob eine Straftat begangen wurde, und nicht, den Beschuldigten durch Unterstellungen anzuschwärzen und das endgültige Urteil jemand anderem zu überlassen.

All jene, die Präsident Trump verachten (und das sind nicht wenige), rufen nun nicht mehr «geheime Absprache!», sondern stürzen sich auf den Vorwurf der Behinderung der Jus-

tiz. Damit spielen sie nach neuen Spielregeln. Ohne die anfängliche Theorie von der geheimen Absprache mit den Russen hätte es nie Ermittlungen gegeben, die man hätte behindern können. Mueller stellt in seinem Bericht ja auch nicht fest, dass die Justiz behindert worden sei. Der Präsident hat Sonderermittler Mueller nicht gefeuert. Den ehemaligen Justizminister Jeff Sessions hat er nicht entlassen, um ein Ende der Ermittlungen zu erzwingen. Dass einige Journalisten und Experten schon von einer «Bereitschaft, die Justiz zu behindern» sprechen, beweist nur, auf welchem dünnem Eis sie sich bewegen.

Fortgesetzte Unehrlichkeit

Kurzum, dass so viele Trump-Gegner die wichtige Erkenntnis einfach ignorieren, dass es keine geheimen Absprachen gegeben hat, und sie Trump nun andere Dinge vorwerfen, zeigt nur, dass es bei den Ermittlungen um die Person ging und nicht um eine gesetzwidrige Handlung. Der Prozess war die Strafe, und deshalb wollen etliche diesen Prozess noch weiter in die Länge ziehen. Es wird Anhörungen im Kongress geben und vielleicht sogar einen Antrag auf Amtsenthebung, aber für jeden unvoreingenommenen Beobachter dürfte klar sein, dass wir es hier mit Machtpolitik zu tun haben, die sich als verfassungsmässige Kontrolle der Exekutive ausgibt.

Donald Trump ist alles andere als ein vollkommener Präsident. Seine Anhänger haben ihn in voller Kenntnis seiner persönlichen Unzulänglichkeiten gewählt. Aber er ist kein Verräter, keine Schachfigur der Russen und kein unrechtmässiger Präsident. Trumps schärfste Kritiker haben ihre Glaubwürdigkeit punkto Absprache mit den Russen selbst beschädigt. Ihre fortgesetzte Unehrlichkeit im Umgang mit dem Mueller-Bericht – welche Ironie der Geschichte! – könnte Donald Trump eine zweite Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten bescheren.

Donald Trump ist alles andere als ein vollkommener Präsident. Seine Anhänger haben ihn in voller Kenntnis seiner persönlichen Unzulänglichkeiten gewählt. Aber er ist kein Verräter, keine Schachfigur der Russen und kein unrechtmässiger Präsident. Trumps schärfste Kritiker haben ihre Glaubwürdigkeit punkto Absprache mit den Russen selbst beschädigt. Ihre fortgesetzte Unehrlichkeit im Umgang mit dem Mueller-Bericht – welche Ironie der Geschichte! – könnte Donald Trump eine zweite Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten bescheren.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Buck Sexton, 37, zählt zu den aufsteigenden Stars in den US-Medien. Seine Sendung «The Buck Sexton Show» wird von über hundert Radiostationen in ganz Amerika ausgestrahlt. Sexton war CIA-Analyst mit Fronteinsätzen im Irak und in Afghanistan.

Demokratie XXL

Von Hansrudolf Kamer — Indien, die grösste Demokratie der Welt, wählt. Bei allen Tragödien und Katastrophen der indischen Geschichte ist das eine enorme Erfolgsgeschichte.



Auf dem Subkontinent hat vor gut zwei Wochen die grösste demokratische Veranstaltung begonnen, die die Welt kennt. Indien ist damit beschäftigt, die Mitglieder der

Lok Sabha, des Unterhauses, zu wählen. Die Kammer bestimmt dann aufgrund des Ergebnisses die Regierung – so weit ist dieser Parlamentarismus britisches Erbe.

Es darf daran erinnert werden, dass bei allen Tragödien und Katastrophen der indischen Geschichte dies eine enorme Erfolgsgeschichte ist. Regierungswechsel finden friedlich statt. Die Verlierer akzeptieren jeweils ihre Niederlage. Trotz Terrorismus im Innern, endemischer Armut, religiösen und ethnischen Spannungen gibt es diesen geregelten und offenen Ablauf politischer Willensbildung.

Natürlich ist alles ziemlich kompliziert. Das Verfahren in sieben Phasen dauert bis zum 19. Mai – und dann geht es nochmals vier Tage, bis die Ergebnisse bekannt gemacht werden. Indiens staatliche Wahlkommission muss über eine Million Wahllokale einrichten mit Apparaten zur elektronischen Stimmabgabe, die batteriebetrieben sind. Stromausfälle sollen die Demokratie nicht behindern.

Absente der Metropolen Mumbai und Neu-Delhi sind elf Millionen Beamte im Einsatz, die in Bussen, der Eisenbahn, auf Elefanten und Kamelen unterwegs sind, um auch den letzten registrierten Wähler aufzuspüren. Die Regeln der Kommission sehen vor, dass keiner mehr als zwei Kilometer bis zum Wahllokal reisen muss. Das letzte Mal musste in einem Wald in Westindien ein Wahllokal für einen einzigen Wähler eingerichtet werden. Ein anderes wurde auf 4500 Metern über Meer im Himalaja erstellt.

Die Dimensionen sind eindrücklich. Etwa 90 Millionen mehr Wahlberechtigte sind eingetragen als im Jahr 2014. Die Neuwähler bringen das Gesamttotal auf 900 Millionen, bei einer Bevölkerungszahl von 1,3 Milliarden. Wie vor fünf Jahren, als die Bharatiya-Janata-Partei (BJP) mit ihrem Führer Narendra Modi die Kongresspartei mit Rahul Gandhi besiegte, wird auch diesmal eine der beiden Parteien nach geschlagener Schlacht die Regierung bilden. Die restlichen politischen Gruppierungen sind Mehrheitsbeschaffer.

Modi war angetreten mit dem Anspruch, Indien grundlegend umzugestalten, zu «thatcherisieren», wie er es nannte: mehr Wirtschaftswachstum, mehr Arbeitsplätze, Sicherheit, weniger Korruption und Bürokratie. Die Erwartungen waren hoch. Die ersten Jahre seiner Regierungszeit waren von Aufbruchstimmung, einer eigentlichen Modi-Welle, geprägt. Seine Partei und ihre Verbündeten gewannen Wahlen in Gliedstaaten am Laufmeter. Sie regieren mittlerweile in 21 von 29 Teilstaaten. Modis Sieg bei den nationalen Wahlen schien programmiert.

Dann war es vorbei. Die BJP gewann noch das kleine Tripura, verlor dann aber die grossen Flächenstaaten Karnataka, Madhya Pradesh und Rajasthan, schliesslich auch Chhattisgarh. Die letzten drei waren eigentliche Hochburgen der BJP. Modi war angezählt.

Der Terroranschlag in Kaschmir im Februar durch pakistanische Dschihadisten, bei dem vierzig indische Sicherheitsbeamte umkamen, veränderte alles. Die Lage eskalierte. Indien und Pakistan setzten ihre Luftwaffe für Vergeltungsschläge über die Grenze ein. Doch dann war der Spuk vorbei. Weder Pakistan noch Indien hatten Interesse an einem Krieg.

Die politischen Folgen waren eindeutig: Modi profitierte. Seither reitet die BJP auf einer

Welle, die mit der nationalen Sicherheit punktet und sich im Übrigen gut ergänzt mit ihrer traditionellen hinduistischen Identitätspolitik, die sich gegen die muslimischen Minoritäten richtet. Der Terroranschlag in Sri Lanka ist noch mehr Wasser auf Modis Mühlen.

Modi wurde als Wirtschaftsreformer gewählt. Die Resultate sind im Vergleich zur Rhetorik etwas dünn, aber durchaus vorzeigbar. Das Wirtschaftswachstum hat sich beschleunigt, und zwar so, dass Indien zur am schnellsten wachsenden grossen Volkswirtschaft geworden ist – weil China schwächelt. Dennoch liegt Indien immer noch klar hinter andern asiatischen Schwellenländern, wenn das Sozialprodukt pro Kopf zum Massstab genommen wird.

Korruption und Terrorismus

Modi ist es auch gelungen, die Korruption etwas einzudämmen. Seine Regierung ist skandalfreier und transparenter als die seiner Vorgänger. Doch seine spektakulärste Aktion mit dem Banknoteneinzug war ein Rohrkrepierer. Das Ziel war, die Schwarzgeldkonten auszutrocknen, die Korruption und Terrorismus nähren.

Doch immer noch wird das meiste mit Cash geregelt. Und so traf die Massnahme viele unbescholtene Bürger, die verzweifelt versuchten, ihr Geld in neue Rupien umzutauschen. Die Nachwirkungen waren noch lange zu spüren.

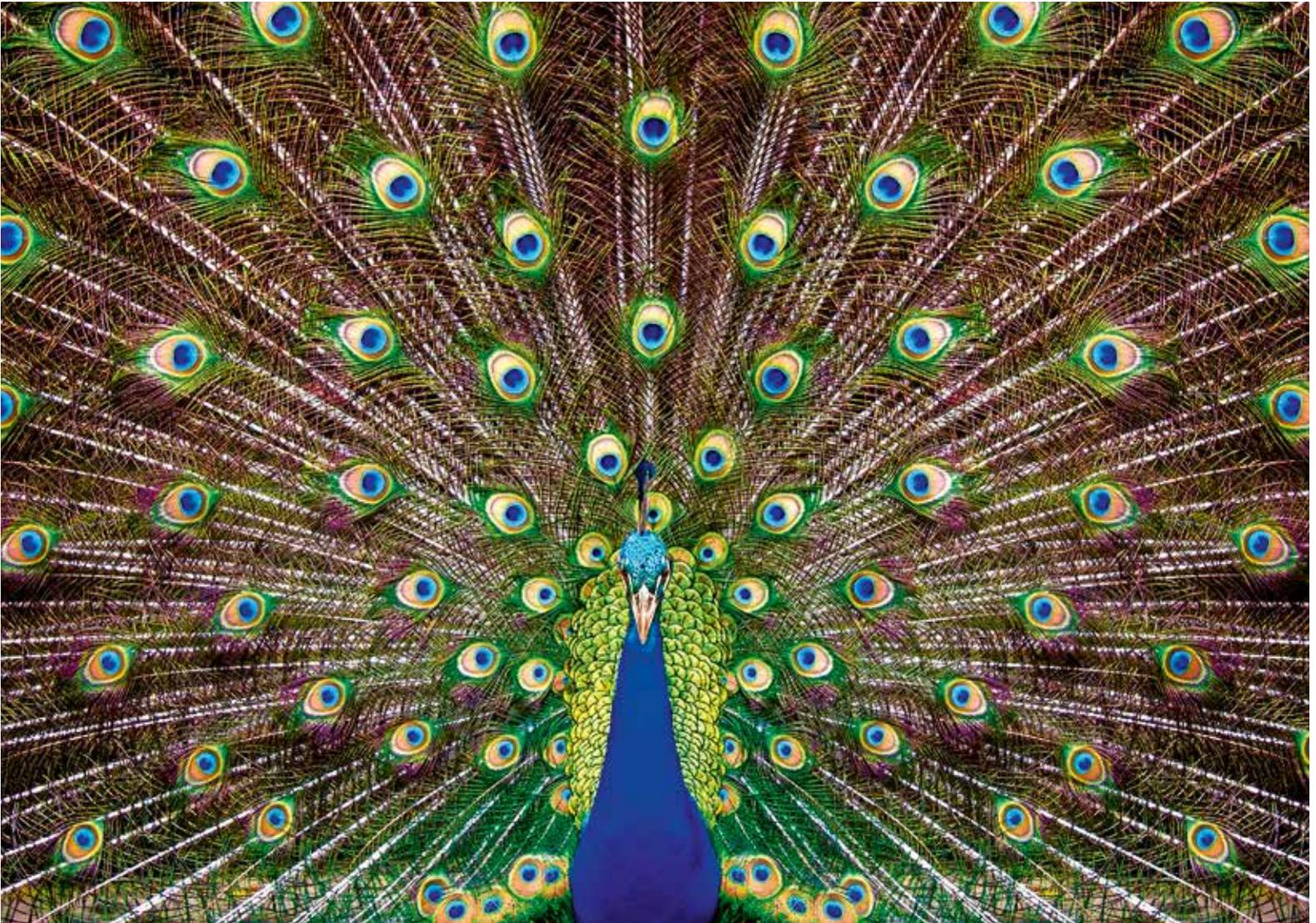
Modis Chancen für einen Wahlsieg liegen nach Wettbüros nur bei knapp über 50 Prozent. Genau so wollen es die Inder haben. Jeder soll um die Stimmen kämpfen müssen. Die grösste Demokratie der Welt ist sonst schnell bereit, den Daumen nach unten zu drehen. Das tut sie regelmässig.



Genau so wollen es die Inder haben: Premier Modi.

«Wozu braucht es Schwanzfedern?»

Die Fortpflanzung ist ein Markt der Spermienkonkurrenz, sagt der Schweizer Evolutionsbiologe Stefan Lüpold. Dabei entscheide das Weibchen, welches Männchen sich fortpflanze und welches auf der Strecke bleibe. Ein Gespräch über Evolution, Selektion und Sex. *Von Michael Bahnerth und Roman Zeller*



«Es bräuchte das ja alles nicht zum Überleben»: Pfauenrad.

Es ist die längste Reise der Welt, voller Umwege und dennoch gradlinig, voller Überraschungen, wenige Misserfolge, es ist die Reise des Lebens, und der Trip heisst Evolution. Und es ist die Geschichte, wie aus der Singularität einer Zelle tief unten im Dunkel der Ozeane vor gut drei Milliarden Jahren alles wurde, was einst war, heute ist und morgen sein wird. Der Sternenstaub, der zu Leben wurde, war ein fruchtbarer; voller spiel- und vermehrungsfreudiger Moleküle, an dessen Ende und Spitze, wie man zu Recht oder Unrecht sagt, der Mensch steht, ein Organismus bestehend aus hundert Billionen Zellen und zweifelhaftem Ruf.

Das Leben wiederum ist die Geschichte der Fortpflanzung. Es gibt kein Leben ohne Befruchtung. Fortpflanzung ist der Treibstoff

des Lebens. Das ganze Getue all der Lebewesen dreht sich darum, es ist ein ewiger Kreislauf von Werden und Vergehen, von Zeugen und Gebären, im ganz Grossen wie im ganz Kleinen.

Da ist ein Ei, und da ist ein Spermium. Und da ist der Weg dazwischen, wie das Spermium zum Ei kommt. Weniger, wie das Ei zum Spermium kommt. Es sind die Weibchen, die die Männchen wählen, nicht umgekehrt. Und nicht jedes Männchen kommt zum Zug. Da draussen in der Welt der Fortpflanzung herrscht Wettbewerb, es ist ein Markt der Spermienkonkurrenz. Was also tun die Männchen, um die Gunst der Weibchen zu gewinnen und ihr Sperma zum Ziel zu bringen und all die andern, die dasselbe wollen, auszustechen?

Das sind Fragen, auf die der Evolutionsbiologe und Verhaltensökologe Stefan Lüpold

von der Universität Zürich Antworten sucht. Unlängst hat er zusammen mit Kollegen aus Australien eine Studie darüber veröffentlicht, was Primaten alles tun, damit im Geringem um die Fortpflanzung ihr Sperma das Rennen zum Ei gewinnt. In der Medienmitteilung hat sie den Titel: «Auffällige Affen haben kleine Hoden».

Herr Lüpold, was genau hat Ihre Studie ergeben, welchen Erkenntnisgewinn hat die Welt davon?

Dass sich bei gewissen Primatenarten in erster Linie nur diejenigen Männchen fortpflanzen, die über auffällige Merkmale verfügen und somit mehr in Ornamente investieren wie Mähne, Zähne, Farben und so weiter. Oder andere Arten, die keine Or-

name entwickeln, investieren vermehrt in die Hoden. Aber beides geht nicht; entweder Ornament oder Testikel.

War das nicht schon bekannt?

Es gab Vermutungen seit den 1970er Jahren, aber keine gesicherten, wissenschaftlichen Erkenntnisse für solche Zusammenhänge. Jetzt wissen wir, einfach gesagt: In einigen Arten haben jene mit den auffälligsten Merkmalen die meisten Nachkommen, und all die Nachkommen tragen dann das genetische Material für das Merkmal. Dasselbe gilt für die Hoden in anderen Arten. In beiden Fällen kann der entsprechende Selektionsvorteil zu einer Ausprägung der Merkmale führen.

Die Merkmale verselbständigen sich also?

Ja. Die grössten Merkmale haben den grössten Erfolg. Das wird über Generationen hinweg propagiert. Werden die Merkmale zu extrem, kann sich der Vorteil

«Werden die Merkmale zu extrem, kann sich der Vorteil in einen Nachteil verkehren.»

gelegentlich auch in einen Nachteil verkehren. Auffällige Farben können Räuber anziehen, oder ein Geweih kann so gross werden, dass es im Wald zwischen den Bäumen steckenbleibt. Diese Gene gehen verloren, und neue «beste», wenn Sie so wollen, Merkmale treten hervor.

Welche neuen Merkmale könnten dann entstehen, und wie entstehen sie?

Das kann reiner Zufall sein. Die Merkmale sind aber dort ausgeprägter, wo die Männchen um die Paarungsmöglichkeiten konkurrieren. In einem monogamen Paarungssystem hat statistisch gesehen fast jeder die Möglichkeit, eine Partnerin zu finden. Das Geschlechterverhältnis ist ja ungefähr ausgeglichen. Die Konkurrenz um die Partnerwahl entsteht, sobald ein Ungleichgewicht entsteht.

Bei einem Mangel an Weibchen?

Nein, wenn die fruchtbaren Weibchen limitiert und während einer gewissen Zeit für die Fortpflanzung nicht verfügbar sind. Der Mensch ist ein klassisches Beispiel: Frauen sind neun Monate schwanger, und die «Aufzucht» der Kinder dauert lange, während die Männer fortwährend fruchtbar bleiben. Ist die Anzahl fortpflanzungsfähiger Weibchen also limitiert, gibt es zwangsläufig Männchen, die keine Paarungsmöglichkeit finden. Es entsteht unter den Männchen eine Wettbewerbssituation, die wiederum die Selektion vorantreibt. Ohne diese Konkurrenz findet keine Selektion statt, weil am Ende jeder sein genetisches Material weitergeben kann. Sobald Konkur-

renz entsteht, geben die Erfolgreichen ihre Gene weiter, und der Rest scheidet aus. Daher haben männliche Primaten besonders ausgeprägte Merkmale, um die Weibchen anzulocken.

Wann begann diese Evolution der auffälligen Merkmale?

Primaten etwa gibt es schon seit 60 Millionen Jahren. Dieser Prozess aber geht auf die Zeit zurück, als die Geschlechtertrennung begann. Am Anfang waren alle Zellen gleich. Irgendwann haben sie begonnen, sich asymmetrisch zu teilen. Wir wissen nicht, weshalb, woher dieser Impuls kam. In der Folge entstand ein Zellenungleichgewicht. Gewisse Zellen waren plötzlich grösser und konnten mehr Ressourcen speichern. Daneben gab es kleinere Zellen. Durch die sexuelle Befruchtung von zwei unterschiedlichen Zellensorten wurde genetisches Material ausgetauscht, und beide Zellen waren nötig, um ein neues Lebewesen entstehen zu lassen. Es bräuchte das ja alles nicht zum Überleben – für was braucht denn der Pfau seine grossen, bunten Schwanzfedern?

Das klingt nicht wirklich nach Sex.

Nein. Davon kann man erst ab der inneren Befruchtung, bei der Männchen bewusst Spermien an Weibchen übertragen, sprechen. Das war vielleicht vor 400 Millionen Jahren, aber genau datieren kann ich das nicht.

Ein Prozess, der die Dinge, wie wir sie heute sehen, auch nicht gerade vereinfachte.

Die Verhältnisse und die Dynamik änderten sich, ja. Die Männchen konnten die Spermien nicht mehr einfach ins Wasser ablegen und sagen: «That's it, take it or leave it.» Die gezieltere Übertragung der Keimzellen erhöhte die Befruchtungswahrscheinlichkeit, so dass die Weibchen begannen, mehr Ressourcen in weniger Eier zu investieren oder gar ihre Nachkommen gleich in ihrem Körper entwickeln zu lassen. Dies verschob das Gleichgewicht im Fortpflanzungspotenzial zwischen den Geschlechtern. Das Weibchen war absorbiert und musste im Vergleich zum Männchen viel mehr investieren. Das wiederum förderte die Konkurrenz zwischen den Männchen und die Herausbildung von Geschlechtsmerkmalen.

Wie kam das Weibchen dazu, gewisse Merkmale als fortpflanzungswürdiger zu achten?

Das Weibchen hat vielleicht ohne Begründung eine Präferenz gehabt und wohl gar nie etwas davon gewusst.

Dann stehen Frauen von heute also einfach so auf tätowierte Männer?

Wenn sie das tun, dann ja. Wie ein Merkmal bei den Männchen entsteht, spielt keine Rolle. Die Weibchen müssen nur darauf an-

springen und es sexy finden, dann verbreitet es sich.

Das heisst, die Frau macht den Mann sozusagen?

Das ist nichts anderes als ein Mechanismus der Auswahl zwischen den Geschlechtern. Das Weibchen wählt zwischen den Männchen aus. Und die Ornamente verkörpern die Qualität der Männchen – oder deren Männlichkeit, wie man will.

Je schöner, schneller, stärker, desto besser?

Zum Beispiel. Die neue Erkenntnis ist aber, wie gesagt, dass die Arten, die mehr in die schönen Ornamente investieren, eben kleinere Hoden haben – ein *trade-off* zwischen Ornamenten und Hoden sozusagen. Bei Arten, die nicht monogam sind und bei denen Konkurrenz herrscht, sind die Merkmale stärker ausgeprägt. Das heisst, die Ornamente, die die Weibchen anlocken, sind vorteilhaft – auch die Hoden. Nicht jede Art kann alles haben. Jedes Lebewesen hat limitierte Energieressourcen zur Verfügung. Als wir angefangen haben, die Merkmale miteinander anzuschauen, hat sich das ergeben, dass diese Abwägung zwischen Ornament und Hoden Sinn macht. Entweder grosse Hoden oder ein auffälliges Ornament, beides ist schwierig.

Und was ist erfolgreicher: Hoden oder Ornament?

Das kommt auf das Paarungssystem an. Bei den Arten mit Alphas Männchen, bei Dscheladas oder Pavianen etwa, sind die Merkmale, die das Männchen in die Höchstposition bringen, unter sehr starker Selektion. Denn wenn ein Männchen oben hockt, kann es den Zugang zu den Weibchen monopolisieren. Dazu braucht es aber keine grossen Hoden, weil die Spermienkonkurrenz eingeschränkt ist.

Was bedeutet Spermienkonkurrenz?

Spermien konkurrieren, wenn sich Weibchen während ihrer Fruchtbarkeit mit mehreren Männchen verpaaren, also polygam sind. Die Spermien konkurrieren dann um die Befruchtung der Eier.

Könnte man davon die Redensart der ewigen Untreue der Frau ableiten?

Da müssen wir aufpassen. Mehrfachverpaarungen, oder sexuelle Untreue, wenn Sie wollen, sind im Tierreich sehr verbreitet. Unzählige Arten haben sich durch genetische Vaterschaftsanalysen als polygam herausgestellt. Seitensprünge sind also in der Natur etwas Alltägliches. Wie gesagt, damit können verschiedene Vorteile, auch für die Weibchen, einhergehen. In gewissen Fällen kann es sogar sein, dass sich das Weibchen nicht auf ein bestimmtes männliches Merkmal für die Partnerwahl beschränkt, sondern die Spermienkonkurrenz über Erfolg und Versagen der Männchen entscheiden lässt. >>>

Aber grosse Hoden sind per se kein Garant für mehr Sex?

Nein. Aber dadurch, dass das Männchen mit einem grossen Hoden mehr Spermien produzieren kann, steigt eben die Wahrscheinlichkeit der Befruchtung, wenn es innerhalb des Weibchens zur Spermienkonkurrenz kommt. Das sehen wir zum Beispiel bei den Schimpansen. Dort herrscht viel Geschlechtsverkehr. Weibchen und Männchen paaren sich dort fast beliebig.

Was für Ornamente haben eigentlich die männlichen Menschen?

Ein Ornament wäre zum Beispiel ein markanter, männlicher Kiefer oder der Bart.

Kann es sein, dass wir die fehlenden schönen, bunten Ornamente anderweitig ersetzen?

Letzten Endes kann hier alles, was einen Vorteil vermittelt, genannt werden: Status, Reichtum, Aussehen – alles, womit wir die Qualität und die Lebensbedingungen unserer Nachkommen verbessern können.

Dann sind die Machos von einst Geschichte und die Frauenverstehere im Trend?

Es kommt darauf an. Auch das Balzverhalten bei einem Rendez-vous kann eine

«Wenn es ausschliesslich um Sex geht, dann können alle Macho-Merkmale attraktiv sein.»

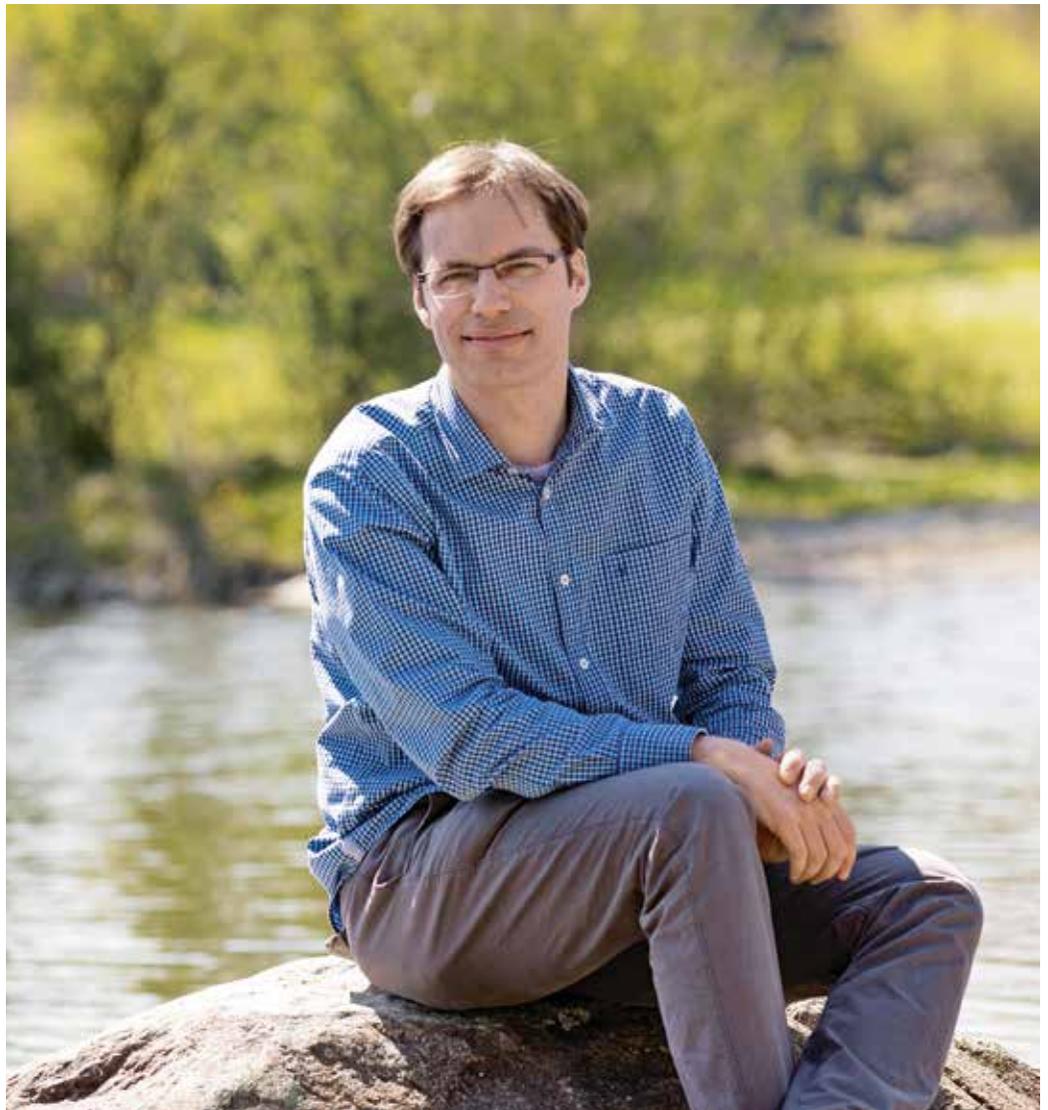
Rolle spielen. Es gibt starke Unterschiede bei der Partnerwahl. Wenn eine Frau einen Geschlechtspartner sucht und es ausschliesslich um Sex geht, dann können alle Männlichkeits- oder Macho-Merkmale attraktiv sein. Aber wenn es um die Vaterschaft geht oder darum, einen Lebenspartner zu finden, dann sind es eben andere Merkmale.

Also ist die Frau die treibende Kraft hinter dem Mann, und die Männchen tun nur, was den Weibchen gefallen könnte?

Es sind einfach die Weibchen, die wählen, und das treibt den Mann voran. Das Weibchen entscheidet, mit wem es sich paart. Die Männer spielen alles durch, was sie so draufhaben, und irgendetwas hängt dann bei den Weibchen an und wird zum erfolgreichen Merkmal.

Wir sprechen immer über den Mann. Aber es sind doch die Frauen, die sich aufmachen? Sie wissen schon, Schminke, Ausschnitt, mit dem Po wackeln und so weiter.

Bei beiden Geschlechtern gibt es eine Selektion für den Idealpartner. Der Mann sucht sich eine fruchtbare Partnerin. Und das ist natürlich der Sinn des Schminkens und der weiblichen Reize. Das strahlt Fruchtbarkeit aus, Fortpflanzungspotenzial und betont die Gesundheit.



«Wer sich fortpflanzt, wird mit einem guten Gefühl belohnt»: Biologe Lüpold.

Und die Frauen fördern mit ihren Reizen diesen Konkurrenzkampf, weil die Männer dann fortpflanzungswilliger werden?

In gewisser Weise. Auf der anderen Seite können sich die Merkmale für die sexuelle Selektion aber auch sehr schnell ändern. Vor ein paar hundert Jahren waren rundliche Frauen attraktiv, weil sie als gesund galten. Heute tendieren wir zum anderen Extrem.

Ebenfalls anders ist der Einfluss der sozialen Medien und Dating-Apps. Konkurrieren Männer heute weltweit miteinander?

Nur um die Partnerin, die sie sich konkret wünschen. Theoretisch hat es für jeden Mann irgendwo eine Frau da draussen. Der Radius der Partnersuche hat sich sicher vergrössert und die Partnersuche selbst sich vereinfacht, indem Partner bereits vor einem ersten Treffen gefiltert werden oder einem Profil vorgeschlagen werden können. Zum Glück haben nicht alle dieselben Präferenzen. Statistisch gesehen, sollte es aber für alle irgendjemanden geben, irgendwo. Die Frage ist einfach, wer passt zu wem. Bei Arten mit Alphas ist dies etwas anders. Manche Männchen werden da praktisch ganz vom Zugang zu Weibchen ausgeschlossen.

Es sei denn, sie kämpfen sich hoch.

Ja, aber gelingt ihnen das nicht, gehen sie leer aus. Und aus evolutionärer Sicht sind sie dann weg vom Fenster. Die Konkurrenz bei uns zielt also eher darauf ab, nicht irgendeine Partnerin zu bekommen, sondern die, die wir wollen, und die Frage der Fortpflanzung ist erst mal eine sekundäre.

Der Fortpflanzungsdruck spielt heute eine untergeordnete Rolle. «It's all about sex»?

Ein gewisser Sexualtrieb war immer vorhanden. Und vermutlich hat die Lustkomponente das Ziel, die Fortpflanzung am Leben zu erhalten. Wer sich fortpflanzt, wird mit einem guten Gefühl belohnt während des Aktes.

Ist das Paarungsverhalten der Menschen ein Studienfeld von Ihnen?

Nein. Ich arbeite im Labor hauptsächlich mit Fruchtfliegen und studiere deren sexuelle Merkmale und die sexuelle Selektion – die Merkmale dafür, wie sexuelle Selektion funktioniert und wie es dazu kam.

Die Fruchtfliegen sind doch alle gleich.

Nein, die Länge der Spermien ist unterschiedlich. Die können bis zu zwanzig Mal so lang sein wie das Männchen selbst, das sie produziert.

Von welcher Länge sprechen wir?

Von bis zu sechs Zentimeter. Und die Fruchtfliege ist nur rund einen halben Zentimeter lang.

Wie geht das denn?

Die Spermien sind aufgewickelt, wie ein Wollknäuel. Wenn sie im weiblichen Geschlechtstrakt sind, dann entrollen sie sich. Das ist einmalig.

Also bei der Fruchtfliege gilt: Wer hat die längsten Spermien?

Genau. Faszinierend ist, dass sie sogar absolut gesehen die längsten Spermien überhaupt haben und nicht, wie man meinen könnte, Elefanten oder Wale.

Warum haben wir Männer nicht solche Riesenspermien?

Weil die Umstände, die geherrscht haben, als die Spermien entstanden, bei der Fruchtfliege anders waren als bei den Menschen. Das Merkmal «grosse Spermien» hat sich bei der Drosophila dann durchgesetzt.

Aber das können die Weibchen ja gar nicht goutieren, weil sie nicht wissen können, welche Fruchtfliege gerade ein Monster-spermium in sich trägt. Die lassen ja ran, was gerade rumfliegt, sozusagen.

Die männlichen Fruchtfliegen, die längere Spermien haben innerhalb einer Art, haben einen Fortpflanzungsvorteil. Das hat wieder mit der Spermienkonkurrenz zu tun.

Und was untersuchen Sie an diesen Riesenspermien?

Ob auch nichtgenetische Effekte an die nächste Generation übertragen werden können. Bei der Menschenmutter wissen wir das ja schon lange: Man soll nicht rauchen und nicht trinken während der Schwangerschaft. Was bei den Männern einen Einfluss hat, ist viel weniger bekannt. Man ist immer davon ausgegangen, dass die Männer einfach die Spermien übertragen und sich keine weiteren Gedanken machen müssen.

Eine durchaus angenehme Ausgangslage für den Mann ...

Genau. Jetzt zeigt sich aber, dass es väterliche Einflüsse gibt, die nicht in den Genen selber enthalten sind. Das Spermium selber kann von aussen beeinflusst werden: Alkohol, Drogen, Depressionen und so weiter.

Seit wann verbringen Sie Ihr Leben auch mit der Fruchtfliege?

Ich habe 2010 in den USA damit angefangen. Vorher habe ich mit Vögeln gearbeitet, auch im Bereich der sexuellen Selektion.

Woher kommt Ihre Faszination für die Fortpflanzungsmechanismen?

Mich interessiert die Vielfalt im Tierreich. Und die hat zu einem Grossteil mit der sexuellen Selektion zu tun. Die grössten Un-

terschiede findet man eben in den auffälligen Merkmalen. Ich wollte verstehen, wie es dazu kommt, welches die evolutiven Prozesse sind und wie alles zusammenhängt. Durch eine Serie von Zufällen bin ich dann auf die Spermienkonkurrenz gestossen, die erst seit den siebziger Jahren bekannt ist.

Das klingt nach einer Wissenschaft noch in Kinderschuhen.

Sie ist sehr jung, ja. Charles Darwin hat die sexuelle Selektion erstmals 1871 propagiert, danach war lange Ruhe. Er hat aber damit das ganze Weltbild über den Haufen geworfen. Was er damals schon wusste, sich aber nicht zu formulieren traute, ist, dass die Einehe, die Monogamie, evolutiv nicht so verbreitet ist. Die Treue, von der wir immer ausgegangen sind, die gibt es so eigentlich nicht.

Dann ist die Einehe eine Erfindung des Menschen?

Nein, es gibt schon auch Tierarten, die treu sind. Aus männlicher Sicht ist die Einehe aber nicht immer von Vorteil. Ein Mann könnte seine Spermien sehr breit weitergeben. Das wäre aus evolutionsbiologischer Sicht besser für die Erhaltung einer Art. Aber wahrscheinlich hat man die Monogamie im Christentum so propagiert, weil es uns Vorteile brachte. Zudem ist die Einehe auch unabhängig von uns in anderen Kulturen entstanden.

Und wo geht die Reise mit der Spermienkonkurrenz hin?

Der Trend geht bei den Fruchtfliegen ganz klar in Richtung «Vorteil für längere Sper-



Die längsten Spermien überhaupt: Fruchtfliegen.

mien». Die Spermien funktionieren auf sehr engem Raum, wie Schlangen in einer Röhre. Im Verhältnis zum weiblichen Geschlechtstrakt sind sie relativ gross. Zwar steigt bei einer grösseren Zahl von Spermien die Wahrscheinlichkeit, dass sie bis ans Ziel kommen. Aber irgendwann würden wir zu einem Punkt kommen, wo wir bei

der Produktion in den Hoden an die Grenzen kommen. Hoden können nicht unendlich gross werden. Deshalb weniger Spermien, dafür längere.

Jede Art hat am Ende die Hoden und Spermien, die sie verdient.

Mehr das Gesamtbild ist entscheidend. Bisher hat man oft nur die Hodengrösse studiert. Aber alles im Lebewesen ist miteinander verbunden. Die Arten, die in die Hoden oder ein Ornament investieren, können Weibchen dominieren und reduzieren den Druck auf die Spermienkonkurrenz. Man will also gar nicht möglichst viele Spermien haben, sondern einfach genug, um die Eier zu befruchten. Es gibt auch ge-

«Was mich beunruhigt, ist, dass unsere Gesundheit in vielerlei Hinsicht zurückgeht.»

wisse Männchen, die haben sehr schnelle Spermien, und andere tendenziell langsame – das kommt auf die Investition des Körpers in die Fortpflanzung an. Fakt ist, dass die Spermienqualität beim Menschen eher sinkt.

Warum?

Das wird noch sehr schlecht verstanden. Das kann letzten Endes unser Lebensstil sein. Alles, was die Gesundheit beeinflusst, Umweltgifte oder was auch immer. Das ist ein Warnsignal, dass etwas nicht stimmt.

Das geht demnach weiter, als dass nur die Luftqualität schlecht ist oder ein Klimawandel vor sich geht?

Das sind vielleicht hundert Faktoren. Das kann ich nicht auf wenige Faktoren herunterbrechen. Das ist auch ein Zusammenspiel, und das macht es so kompliziert für die ganzen Forscher – auch für die Klimaforscher. Es gibt so viele Faktoren, die wir verstehen müssen. Und wenn wir irgendwo ein bisschen rütteln, kann das ganze Kartenhaus zusammenfallen. Das ist beunruhigend. Der Rückgang der Spermienqualität war in den letzten Jahrzehnten rasant, relativ über die gesamte Menschheit betrachtet. Was mich aber vor allem beunruhigt, ist, dass unsere Gesundheit in vielerlei Hinsicht zurückgeht.

Kommt daher unser gesteigertes Gesundheitsbewusstsein gerade rechtzeitig, all dieses Gejogge überall und die vegane Ernährung und die Sucht nach Bioprodukten?

Es ist ja nicht so, dass ich automatisch bessere Spermien habe, wenn ich Salat esse oder es mir leisten kann, mich vegan zu ernähren. Das kann ein paar Generationen hinterherhinken. Das ist alles viel, viel komplexer.

Letzte Frage: Haben Sie Kinder?

Im Moment nicht.



Reiz der Gegensatz-Dramaturgie: «Game of Thrones».



Ikone der Woche

Endspiel

Von Wolfram Knorr

Es gibt Welten in der Welt. Es gibt Pläne, die nur Eingeweihte kennen. Und diese sind die Erfinder, die Autoren und Autorinnen, die Alchimisten der Sprache und der Bilder, die die Konsumenten mit ihren Goldträuschen in Fantasia um den Verstand bringen. Das Genre hat seit Jahrzehnten Konjunktur, doch der jüngste Hype, der nun mit der achten und letzten Staffel vom Stapel gelaufen ist, übertrifft alles. In den USA war die Einschaltquote des Mord- und Machtepos «Game of Thrones» («GoT») überwältigend. Erfinder George R. R. Martin entwirft zwar, ähnlich wie John R. R. Tolkien es mit seinem «Lord of the Rings» handhabte, ein eigenes, in sich geschlossenes Universum, doch Martins Menschenbild, an Shakespeare geschult, fehlt die ephebenhafte Ästhetik des Jugendstils. Seine Königreiche sind bevölkert von purem Betrüger- und Schmeichlerpack, das einen besonders voyeuristischen Reiz ausübt. Denn um welche Gruppe es immer auch gerade gehen mag, nie weiss man, ob nicht gleich der Dolch gezückt oder die Giftampulle geöffnet wird. Über jeder Szene, jeder noch so freundschaftlichen Dialogpassage lastet dräuendes Unbehagen.

Es gibt auch die Guten, die aber mäandern durch die vielschichtige Serie wie durch vermintes Gelände, um ja keinen falschen Schritt zu machen. Genau in dieser Gegensatz-Dramaturgie liegt der Reiz, einer Mixtur aus mittelalterlicher Wuchtigkeit und Düsternis und der Glückseligkeit, die über frische Felder und üppige Rasen wie eine frische Brise weht. Handfeste Erotik und Sex und grausame Folterungen und Quälereien wechseln einander ab. «Der Regen von Castamaer» aus der dritten Staffel war das wohl blutrünstigste Gemetzel, allerdings immer aufgefangen durch gescheite Dialoge. Weit über ein halbes Dutzend scheinbar nobler Familien liegen in andauerndem Streit um den Eisernen Thron. Und genau das ist auch die DNA aller Serien, so grausam sie auch daher kommen mögen: Es sind im Herzen immer Familienserien. Der interessanteste Aspekt von «GoT» sind die Frauen, die sich mit sanfter Kraft (auch der der Verführung) und stillem Machtwillen sukzessive in den Vordergrund, an die Hebel der Macht gearbeitet haben. In der ersten Folge der letzten, achten, Staffel fällt vermutlich nicht nur dem männlichen Blick auf, dass nackte Haut nicht zu sehen ist. Steuert die Serie gar auf ein feministisches Finale zu? Eine einfallsreiche Pointe wäre es in jedem Fall.

Die sechs Folgen der achten und letzten Staffel von «Game of Thrones» werden seit dem 15. April jeweils montags um 20.15 Uhr bei Sky Atlantic HD (in der Schweiz bei Teleclub) ausgestrahlt.



Das Leben ist nicht zu kurz, wenn man es richtig genutzt hat: Segantinis «Rückkehr zur Heimat», 1895.

Gesellschaft

Sterben und sterben lassen

Die *Weltwoche* publizierte kürzlich einen kritischen Artikel zur Sterbehilfe.

Das Problem dabei: Ein gesunder Mensch kann nicht fundiert über das Thema urteilen.

Niemand hat das Recht, mir vorzuschreiben, wie ich mein Leben beenden soll. *Von Claude Cueni*

Mein Sohn hat mir abgeraten, diesen Beitrag zu schreiben. Er meint, ich würde in der Öffentlichkeit langsam als «Autor wahrgenommen, der niemals stirbt». Mein Sohn ist nicht nur das Beste, was mir jemals im Leben passiert ist, er ist auch seit einem Vierteljahrhundert mein fähigster Lektor, meine zuverlässige *second opinion*. Als Jurist und Strafrichter hat er eine andere Sicht der Dinge.

Ich zögerte noch aus einem anderen Grund, diesen Beitrag zu schreiben. Weil ich Matthias Ackeret zustimme, wenn er in seinem kritischen Artikel zur Sterbehilfe schreibt: «Dass ein alter, krebserkrankter Mensch, der dem Tod geweiht ist, sich für die Sterbehilfe entscheidet, ist nachvollziehbar.» Also machte eine Replik wenig Sinn. Ich hätte höchstens angefügt, dass es auch nachvollziehbar ist, wenn es sich um einen lediglich mittelalterlichen, krebserkrankten Mann handelt.

Was solche Debatten erschwert, ist stets der Umstand, dass jeder von einem anderen Fall-

beispiel ausgeht. Ackeret legt den Fokus auf einen eher seltenen Fall: eine mehr oder weniger gesunde Frau, die sich entschied zu sterben. Den gibt es natürlich auch, aber er ist die Ausnahme.

Mut zum Weiterleben

Rico Bandle bat mich ein paar Tage später, meine Absage nochmals zu überdenken und einen Text zu schreiben, der meine eigene Situation beschreibt. Ich mag meine eigene Geschichte nicht mehr hören, und vielen Leserinnen und Lesern geht es vielleicht ähnlich. Aber als er mich fragte, ob sich denn ein Gesunder fundiert zum Thema Sterbehilfe äussern könne, setzte ich mich an den Computer.

Als ich im Herbst 2009 an Leukämie erkrankte und die Überlebenschancen gering waren, holte ich in Frankreich eine Zweitmeinung ein. Der Arzt meinte, an einer Leukämie zu sterben, sei kein schöner Tod und es sei in diesem fortgeschrittenen Stadium nicht

falsch, das Leben zu beenden. Ich kontaktierte vom Spitalbett aus diverse Sterbehilfeorganisationen. Bei einem Verein hatte ich den Eindruck, es ginge um einen Termin für eine Fensterreinigung: «Wann können wir anfangen?» Grosses Vertrauen setzte ich hingegen in Frau Dr. med. Preisig von Lifecircle. Sie war die Einzige, die um meine vollständige Krankenakte bat, diese ausgiebig studierte und mich dann in einem dreistündigen Gespräch davon abhielt, voreilig zu handeln. Sie entsprach in keiner Weise dem negativen Bild, das die Medien von ihr zeichnen. Sie hat auch nie über Geld gesprochen oder um ein Honorar gebeten. Abschliessend sagte sie, sie sei einfach da, wenn es nicht mehr ginge. Eine Sterbehelferin, die Mut zum Weiterleben macht? Ja, das ist Frau Dr. med. Preisig.

Ich lebe wahnsinnig gerne. Das Leben ist hochinteressant. Wenn ich um zwei Uhr morgens aufstehe (unfreiwillig), freue ich mich, auf dem iPad die News der internationalen

Presse zu lesen. Über Whatsapp erhalte ich täglich ein berührendes Video meiner Enkelin. Sie ist acht Wochen alt, ich will sie aufwachsen sehen. Wenn meine Frau um fünf in mein Arbeitszimmer kommt, umarmen wir uns nach zehn Jahren immer noch wie Frischverliebte. Wir haben es gut miteinander. Ich habe ein wunderbares Leben. Ich bin umgeben von humorvollen Menschen, ich mag Ironie, Sarkasmus und eine Prise Zynismus, Lachen ist eine gute Medizin.

Therapiebedingte Langzeitschäden

Im letzten Herbst setzte der Bürgerkrieg in meinem Körper wieder ein. Seit der leukämiebedingten Knochenmarktransplantation stossen die fremden Blutstammzellen meine Organe ab. Nach zehn Jahren sind sechzig Prozent der Lunge irreversibel zerstört. Mir reichen vierzig Prozent zum Schreiben. Zum Treppensteigen hätte ich gern ein bisschen mehr.

Je länger man eine solche Krankheit überlebt, desto wahrscheinlicher ist das Auftreten von therapiebedingten Langzeitschäden. Wie zum Beispiel die Polyneuropathie. Wenn Sie an gewissen Tagen einen Buchstaben in die Tastatur tippen, ist es so, als hätte der Zahnarzt einen Nerv getroffen. Ich musste deshalb mit Schreiben aufhören. Ich schrieb in meinem autobiografischen Roman «Script Avenue»: «Solange ich schreibe, werde ich nicht sterben.» Das gab mir zu denken.

Die Polyneuropathie begann bereits vor einigen Jahren. Zuerst verklebten nur die Fussgelenke, und es gab immer weniger Tage und Nächte, in denen ich nicht von Muskelkrämpfen und Nervenschmerzen gepeinigt wurde. Dauererschöpfung. Atemlos durch die Nacht. Aber ohne Helene Fischer.

Meine Wohnung gleicht heute einer Krankenstation. Manchmal möchte ich einschlafen und nie mehr aufwachen. Aber ich steige immer noch jeden Morgen auf mein Fitnessvelo, mache Kraftübungen und singe eine Stunde lang die Oldies und Chansons der siebziger Jahre. Singen ist gut für die Lunge, und man kann nicht gleichzeitig «Aux Champs-Élysées» singen und Trübsal blasen. Das Leben unter dem Damoklesschwert ist anspruchsvoll, es braucht Disziplin und Wille.

Bereits an Weihnachten 2017 musste ich mit einem schweren Lungeninfekt ins Spital. Die Behandlung wurde schwierig, weil ich noch den Rotavirus auffas. Als man mich in einem kritischen Zustand auf die Intensivstation verlegen wollte, warf ich das Handtuch. Ich rief Frau Dr.med. Preisig an, sie war im Urlaub und bereit, diesen zu unterbrechen. Wir vereinbarten den 13. Januar 2018. Meine Frau brachte mich mit einem Sauerstoffkonzentrator nach Hause und wurde meine Tag- und Nachtschwester. Die nächsten fünf Tage verbrachte ich meistens auf dem Klo. Als der Virus erledigt war, begannen die Lungenmedika-

mente zu wirken. Ich kriegte nochmals die Kurve, zum dritten Mal innerhalb von zehn Jahren. Ich hatte überlebt, aber auf einem nochmals tieferen Niveau.

Mangel an Empathie?

Die Gewissheit, dass ich das Leiden im allerschlimmsten Fall abkürzen kann, macht mein Martyrium erträglich. Das ist ein ganz wichtiger Punkt, den kaum ein Gesunder versteht. Ohne Handbremse würde kein Mensch in ein Auto steigen. Frau Dr.med. Preisig verdient deshalb für ihre Arbeit höchste Wertschätzung.

Wenn sich gesunde Leute über Sterbehilfe äussern, haben sie kaum eine Ahnung, wie tief man ins Elend abrutschen kann, wenn Schmerzen schwer kontrollierbar und Heilungsaussichten ausgeschlossen sind. Ist es ein Mangel an Vorstellungsvermögen oder ein Mangel an Empathie?

Meine erste Frau starb nach vierzehnjähriger Krankheit an Krebs. Sie hatte sterben wollen wie ihre geliebten Hunde. Ihr Arzt hielt sie davon ab, er sagte, heute sterbe man schmerzfrei. Meine Frau hatte bis zuletzt Schmerzen, die Morphiumspritzen behinderten die Atmung. Ihr Arzt meinte später, sie hätte sich ins künstliche Koma versetzen lassen sollen, dann wäre sie schmerzfrei gestorben.

Auf den Tod warten ist definitiv nicht mein Ding. Als mein Vater vor einigen Monaten mit 95 im Sterben lag, fragte er mich bei jedem Besuch: «Was mache ich eigentlich hier? Auf den Tod warten?» Ich habe ihm nie geantwortet. Es war seine Entscheidung.

Ich bin leidensfähig, sehr sogar, ich bilde mir ein, ich sei ein schwerverletzter römischer Legionär vor Alesia. Ich kann mich gut mit fiktiven Figuren identifizieren. Tragikomische Szenen bringen mich zum Lachen, manchmal zum Weinen. Ich bin längst mein eigener Hofnarr geworden.

Ich habe mittlerweile mein Ableben sowohl mit meinem Arzt als auch mit meiner Familie besprochen. Mein Sohn und meine Frau werden sich die Asche teilen, wobei noch nicht klar ist, wer die Arme und wer die Beine kriegt.

An der Schwelle zum Tod

Ich liebe das Leben unglaublich, ich werde nicht leichtfertig aufgeben, ich bin es meiner Familie schuldig, ich bin es auch den Ärzten und dem gesamten Pflegepersonal schuldig. Sie haben sich enorm um mich bemüht und mir ein Leben

in der Verlängerung geschenkt. Auch wenn die Zukunft abhandengekommen ist.

Je kürzer meine Lebenserwartung wird, desto mehr geniesse ich die Natur. Bücher verlieren an Bedeutung. Was überlebt, sind die Gene und die guten Taten.

Die Gerüchte über meinen baldigen Tod sind etwas verfrüht. Denn ich habe wieder mit Schreiben begonnen, bin an der letzten Überarbeitung meines neuen Romans. Ich glaube an die Fortschritte der Medizin, *walking dead* wird zur chronischen Erkrankung.

Ich werde immer wieder gefragt, ob man an der Schwelle zum Tod nicht doch noch religiös wird. Als Teenager bezeichnete ich Gott als Sankt Nikolaus für Erwachsene. Heute halte ich Religion für die grösste Betrugsgeschichte

der Menschheit, für eine groteske Form des Aberglaubens. Manchmal schreiben mir Leute anonym, der liebe Gott bestrafe mich. Aber es sterben leider auch Babys an Leukämie, bevor man ihnen Religiosität wie eine Schluckimpfung verabreicht.

Wenn ich eines Tages das Palliativstadium erreiche, werde ich es akzeptieren, und niemand hat das Recht, mir vorzuschreiben, wie ich das Leben beenden soll. Dieser Niemand ist nicht derjenige, der mir um zwei Uhr morgens beisteht, wenn ich mich wie Kafkas Käfer vor lauter

Krämpfen und Nervenschmerzen nicht mehr selber aufrichten kann. Wenn ich es eines Tages beenden muss, dann wird es kein Suizid sein, sondern Schmerzbefreiung mit Todesfolge. Wieso soll ein vernünftiger Mensch ausgerechnet das Sterben dem Zufall überlassen?

Leben und leben lassen. Sterben und sterben lassen. Jeder Film geht einmal zu Ende. Ist das etwa ein Grund, den Film nicht anzuschauen? Ich habe akzeptiert, dass jedes Leben ein Verfalldatum hat. Wie jedes Mandarinenjogurt auch. Seneca sagt, das Leben sei nicht zu kurz, wenn man es richtig genutzt habe. Das ist so, *no bad feelings*.



Sterbehelferin Erika Preisig.

«Abschliessend sagte sie, sie sei einfach da, wenn es nicht mehringe.»



Claude Cueni ist Schriftsteller in Basel. 2014 erschien seine Autobiografie, «Script Avenue» (Wörterseh). In seinem letzten Roman, «Warten auf Hergé» (Münsterverlag), erzählt er die dunkle Geschichte des «Tim & Struppi»-Erfinders Hergé.

Klub der Befreiung

Das «Kitkat» hat weit über Berlin hinaus den legendären Ruf eines verruchten Techno-Klubs. Was hier geschieht, sei ein «Human Project», eine Fusion aus «Akustik, Optik, erwachsener <Erlebnis>-Politik, jung & alt, Klasse & Rasse». Besuch bei den Tabulosen. *Von Linus Reichlin*

In den «Kitkat-Club» geht man am besten, wenn er geschlossen ist, an einem Dienstagnachmittag, wenn die Putzquipe die Liegen desinfiziert und die Elektriker unters DJ-Pult kriechen. Dann sprechen die Räume des Clubs für sich selbst, man weiss dann sofort: Hier sind nachts viele Flüssigkeiten im Spiel. Deshalb ist das gesamte Mobiliar wasserdicht, sogar die Wände sind dick mit Ölfarbe gestrichen wie auf einem Hochseeschiff. Hier kann kein Tropfen irgendwo eindringen, jedenfalls nicht ins Kunstleder. Wenn jemand auf einer der gepolsterten Liegen Bier oder Sperma verspritzt, perlt es am Kunstlederbezug ab und sickert nicht in den darunterliegenden Schaumstoff.

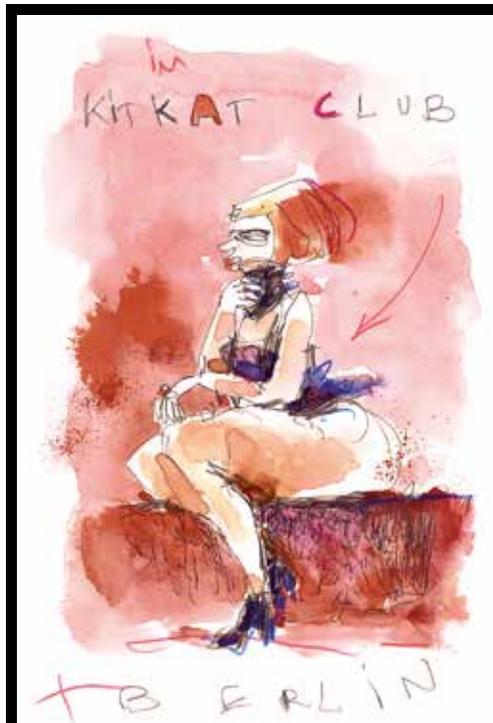
Aber dass man jetzt nichts Falsches denkt! Der «Kitkat-Club» hat weit über Berlin hinaus einen legendären Ruf als verruchter Techno-Klub, aber hier geht es nicht einfach nur ums Tanzen und Ficken. Nach Meinung der Betreiber findet hier ein «Human Project» statt, ein gesellschaftliches Experiment. Dass der Klub an einem stillen Dienstagnachmittag wie eine sterile Besamungsanstalt wirkt, liegt nur daran, dass jedes Experiment, auch ein gesellschaftliches, unter Laborbedingungen ablaufen muss. Und die Einrichtung eines Labors muss abwaschbar sein, vor allem, wenn die Versuchspersonen die Aufgabe haben, sexuell alles zu tun, was sie gern tun möchten, natürlich ohne dass jemand darunter leidet – ausser diejenigen, die extra hierhergekommen sind, um zu leiden.

Urethral ist die Königsdisziplin

Der Klub ist ein «gesellschaftspolitisches Experimentierfeld für freie Geister», wie die Betreiber es nennen, also Geister wie Uli aus Dresden oder Vivian aus Spandau. Vivian lässt sich von ihrem Partner am Hundehalsband auf allen Vieren herumführen, und das gefällt Uli so sehr,

Der Slogan «Make love, not war» war keine Empfehlung, sondern ein Befehl.

dass er versucht, in die enge Öffnung einer Bierflasche zu onanieren, auch weil er mit seinem Freund Carsten gewettet hat, dass er alles rein kriegt. Überhaupt nimmt das Mass der geistigen Freiheit im «Kitkat-Club» mit der Enge der Öffnungen zu, und man trifft viele Leute an, die über ein grosses anatomisches Wissen verfügen und die einem anschaulich schildern können,



Grosses anatomisches Wissen: Skizzen von Felix Scheinberger aus dem Berliner «Kitkat-Club».

wie sie die Harnröhre ihrer Freundin über Wochen hinweg mit einem Dilator gedehnt haben, damit es zu einem für beide erfüllenden Urethralverkehr kommen konnte.

Annika findet zwar doppelanal geiler, und es lässt sich auch einfacher aussprechen als Urethral. Aber Urethral ist die Königsdisziplin der freien Sexualität, und man müsste es eigentlich mal gemacht haben, nur schon, um den spießigen Rechtsradikalen eins auszuwischen.

Uli, der Bierhalsbesamer, war in den 80er Jahren auch an den Sunrise-Beach-Partys auf Goa dabei. Diese Partys sind die Wurzeln des «Kitkat-Clubs», und schon damals ging es nicht einfach nur um Sex, sondern man hatte nach der Einnahme von 100 mg Ecstasy fortschrittliche Gedanken, zum Beispiel: «Wenn ich mit der Blondin da drüben, die so geil den Arsch schwingt, nachher so richtig harte erwachsene Erlebnispolitik mache, kommen wir alle dem Weltfrieden ein gutes Stück näher!»

«Während in normalen Techno-Clubs», schreiben die Betreiber auf ihrer Homepage, «der Schwerpunkt ausschliesslich im Musikgenuss liegt, konsumiert von einer geschlechtlich neutralen Szene im Standard-Outlook, fusioniert der Kitkat Club Akustik, Optik, erwachsene <Erlebnis>-Politik, jung & alt, Klasse & Rasse.» Das mag klingen wie die Flugblattsprache von Leuten, die einen Strommast in die Luft gesprengt haben, aber im Grunde ist es eine präzise Beschreibung des leidenschaftlichen Wunsches, jemanden für einen guten politischen Zweck flachzulegen.

Dieser Wunsch reicht noch weiter zurück als bis zu Goa: Geboren wurde er 1968, als die Mitglieder der stilbildenden Berliner Wohngemeinschaft Kommune 1 sich nackt fotografieren liessen, weil ihre Eltern das niemals getan hätten. Die damalige Sexualmoral wurde weitestgehend noch vom Papst bestimmt, was ein Systemfehler war, denn vom Papst wird ja geradezu erwartet, dass er sich mit Sexualität nicht auskennt. Es war also notwendig, dass sich endlich mal ein paar junge Leute auszogen und wild durcheinandervögeln. Aber andererseits war diese Paarung von gesellschaftlicher Notwendigkeit und Bumsen gefährlich, weil sie im Grunde einfach den christlich-biblichen Zweck der Sexualität – das Kinderkriegen – durch einen sozialistisch-revolutionären ersetzte.

Als junger Mensch in den 70er Jahren durfte man nicht nur sexuell befreit sein, sondern man musste. Der Slogan «Make love, not war» war keine Empfehlung, sondern ein Befehl,



und die Begriffe Partnertausch und freie Liebe drangen bis auf die Pausenplätze von Provinzschulen vor und entfalteten dieselbe Wirkung wie einst der Begriff Keuschheit.

Früher kriegte man ein schlechtes Gewissen, wenn man unkeusch war, jetzt fühlte man sich unwohl, wenn man es nicht war. Man schlief zwar als junger Mann trotzdem meistens nur mit einem Mädchen – wenn man überhaupt eines dazu überreden konnte –, aber nur mit einem war einfach irgendwie nicht cool. Und wenn man es schon die ganze Zeit nur mit einem Partner trieb, dann bitte nicht immer in derselben Stellung! In jener Zeit wurde die seit Jahrtausenden bewährte, in vielerlei Hinsicht optimalste aller Stellungen als «Missionarsstellung» diffamiert. Wer in dieser Stellung vögelte, war nur noch eine Ejakulation vom Nationalsozialismus entfernt.

Gruppensex als Vorstufe zum Kommunismus

Auf der Suche nach revolutionären Stellungen, denen John Lennon und Yoko Ono den Segen erteilt hätten, konsultierte man das Kamasutra, aber so richtig progressiv war man eben erst, wenn man die Stellungen «Die stolze Königin» oder «Der Patronengurt» bei einem Partnertausch durchexerzierte oder noch besser beim Gruppensex. Gruppensex galt als die Vorstufe zum Kommunismus mit menschlichem Antlitz, wobei das Antlitz meistens aus einem fremden Arsch bestand, den man ins Gesicht gedrückt kriegte. Wenn einem so was peinlich war und man seine Geschlechtsteile nicht achtzehn Leuten gleichzeitig zeigen wollte, wurde man bezichtigt, ein Anhänger des Blümchensex zu sein, was so viel hiess wie:

«Du bist im Bett konservativ, also bestimmt auch politisch.»

Und jetzt, fünfzig Jahre nach 1968, kann man das Resultat der sexuellen Revolution bei einer Fetischparty im «Kitkat-Club» besichtigen: 300 Coiffeusen, Mechatroniker, Zahnarztgehilfinnen und Sachbearbeiter mit Schliessmuskel-Piercing und Isolationsmasken. Auf der Bühne streicht eine grosszügig tätowierte Domina mit der Messerspitze über die Brustwarzen einer Freiwilligen aus dem Publikum, der man ansieht, dass sie auf einer Gemeindeverwaltung arbeitet, die jetzt aber einen gefährlichen schwarzen Body trägt und mit den Augen rollt, weil das alles so wahnsinnig geil ist. Die Zuschauer wirken in ihren Netzhemden und transparenten Slips (Männer) und ihren nach Chemie riechenden Latextstiefeln (Frauen) sehr verkleidet, aber das stört sie nicht. Für sie ist hier alles wahr.

Sie sind die Speerspitze einer besseren, gerechteren Welt ohne verklemmte Schamgefühle und ohne eine von den Amis diktierte Hollywoodästhetik. Und wenn der Carsten dem Uli die Bierflasche nachher in den Hintern steckt, dann ist das verdammt noch mal so was Ähnliches wie als Che Guevara Kuba befreite. Und wenn die Chantal dem Kevin am Pool des «Kitkat-Clubs» ein Zwei-Kilo-Gewicht an die Hoden hängt, dann ist das ein ins Genitale übertragenes Bekenntnis zur Migrationspolitik von Angela Merkel. Wer hier keine Tabus kennt, der kennt sie auch nicht draussen im Alltag, und keine Tabus zu kennen ist grundsätzlich schon mal sehr gut, das lesen Uli und Carsten, Annika und Kevin ja auch immer in ihrem Leibblatt *Spiegel online*.

Kultur

Wunderbar sternenfern

Zum Tod der deutschen Schauspielerin Hannelore Elsner (1942–2019).

Sie konnte wunderbar sternenfern gucken. Das Haar dunkelblond, das ein Gesicht einrahmte, das mehr verbarg als preiszugeben. Wenn ihr Blick nicht unruhig umherschweifete, war das Gesicht nach innen gerichtet auf ein unbestimmtes Ziel.

In «Die Unberührbare» (2000) offenbarte sie in der Rolle der Autorin Hanna Flanders, die in ihrer Münchner Wohnung mit ihrem Dramatiker telefoniert, während im Fernsehen der Fall der Mauer zu sehen ist und sie ihren Selbstmord ankündigt, ihre irritierende Vielschichtigkeit. Der Film von Oskar Roehler war eine Reise ins Land der Neurosen. Für die Rolle wurde sie mit dem Bayerischen wie Deutschen Filmpreis ausgezeichnet.



Hannelore Elsner.

Hannelore Elsner, in München geboren, wurde nach ihrer Schauspielausbildung an Bühnen in München und Berlin engagiert, spielte aber bereits mit siebzehn Jahren in zahlreichen deutschen Unterhaltungskomödien, an der Seite von Freddy Quinn und Peter Alexander, war TV-Kommissarin und wurde erst relativ spät für anspruchsvolle Rollen entdeckt. Schon in den frühen Klamotten verkörperte sie gerne blasierte Damen, ein Hinweis auf spätere, ausgeprägte Charakterrollen. In Dani Levys «Alles auf Zucker» (2004) war sie Marlene, die Frau des Reporters Jaecie Zucker, der sich schon lange nicht mehr als Jude sieht, aber in die Rolle gezwungen wird. Vor allem Hannelore Elsners Bemühen, es ihm gleichzutun, zeigte ihr komödiantisches Talent, eine herrliche Mischung aus Schusseligkeit und Ranschmeisse. Ihre interessanteste Zusammenarbeit hatte sie mit Rudolf Thome, der zu den ersten des «Jungen Deutschen Films» gehörte und ab 2003 mehrere Filme mit Hannelore Elsner drehte («Rot und Blau»), die zu ihren besten gehören. Mit Doris Dörrie drehte sie in Japan «Kirschblüten – Hanami» und die erst kürzlich angelaufene Fortsetzung «Kirschblüten und Dämonen».

Wolfram Knorr



Die Bibel

Ein Fuchs als Landesvater

Von Peter Ruch

Einige Pharisäer sagten zu ihm: Zieh fort von hier, denn Herodes will dich töten. Und er sagte zu ihnen: Geht und sagt diesem Fuchs: Gib acht! Ich treibe Dämonen aus und vollbringe Heilungen heute und morgen, und am dritten Tag bin ich am Ziel (Lukas 13, 31f.). Bekanntlich billigte Jesus der Obrigkeit bis hin zum Kaiser eine Aufgabe als Ordnungskraft des Gemeinwesens zu. *Geht dem Kaiser, was des Kaisers ist* (Matthäus 22, 21). Weniger bekannt ist, dass Jesus seinen Landesherrn Herodes einen Fuchs nannte. Zu Herodes hätten sogar größere Tiervergleiche gepasst. Aber es ging Jesus nicht darum, dem Politiker moralische Lektionen zu erteilen. Vielmehr soll deutlich werden, dass die Obrigkeit selbst dann eine Aufgabe hat, wenn ihre Paläste mit Füchsen besetzt sind.

In der Bibel gelten Füchse als listige Raubtiere, die man verachtet und die der Prophet Ezechiel mit den Lügenpropheten vergleicht (13, 4). Die Verbreitung des Rotfuchses reicht von Eurasien bis nach Nordafrika, seine Verwandten sind von der Arktis bis nach Südamerika anzutreffen. Das zeigt sein enormes Anpassungsvermögen. Manche Leute erleben es hautnah, wenn Füchse in den Garten einwandern. Zu den literarischen Bestsellern der Reformationszeit gehörte die Geschichte von Reineke: Dieser Fuchs und Übeltäter rettet sich durch Lügengeschichten und Bosheiten aus allen prekären Lagen und wird am Ende zum Regierungschef ernannt. Füchse sehen hübsch aus, was auch für viele Politiker und vielleicht noch mehr für Politikerinnen gilt. Das Evangelium erwähnt die Füchse noch ein zweites Mal: *Die Füchse haben Höhlen, [...] der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann* (Lukas 9, 58). Das ist nicht auf Politiker gemünzt, trifft aber auf manche von ihnen zu: Ihre Politik dreht sich um ihre private Wohlfühlhöhle. Die Fuchsquote in den politischen Gremien ist eine Dunkelziffer. Sie lässt sich in Wahljahren senken. Entscheidend ist, dass wir unterscheiden können zwischen der legitimen Autorität des Staates und dessen listigen Sachwaltern.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Epische Wucht: «Nuestro tiempo» von Carlos Reygadas.

Kino

Der Bulle und das Lasttier

Ingmar Bergman hat den Ehekrisenfilm mit seinen «Szenen einer Ehe» salonfähig gemacht. Ein Mexikaner macht daraus ein gewaltiges Selbstbetrachtungs-Opus. Von Wolfram Knorr

Es gibt Katastrophenfilme, in denen Risse ein ganzes Weltbild zum Einsturz bringen können. Man könnte sie auch Privatfilme, Selbstbespiegelungsfilm oder Intime-Erfahrung-Film nennen. In ihnen geht es um ganz vertraute Lebenswirklichkeitsdesaster. Das Eindringen ins Persönliche, Private begann als Revolte gegen das in Technicolor verschweisste Hollywood. John Cassavetes («A Woman Under the Influence», 1974) und Ingmar Bergman («Szenen einer Ehe», 1974) etwa wagten sich im Mainstream in jene Sphären vor, die mehr oder weniger tabu waren: Partnerschaften als Offenbarungseid, von eigenen Erfahrungen geprägt. In Claude Chabrols «Une partie de plaisir» (1975) rekonstruiert der Drehbuchautor Paul Gégauff mit seiner Ehefrau Danièle seine eigene Pascha-Ehe, die er bis zu dem Moment für reizvoll hielt, an dem er aus purer Gönnerhaftigkeit die Gattin zur sexuellen Libertinage ermunterte: Mit der Strenge eines Dompteurs wollte er die Seitensprünge seines folgsamen Geschöpfes genießen, das dann umso dankbarer zu ihm zurückkehren würde. Pustekuchen. Danièle entschlüpfte seiner Macht.

Fast deckungsgleich ist der Plot im knapp dreistündigen «Nuestro tiempo» des ungewöhnlichen mexikanischen Cineasten Carlos Reygadas. Der Autodidakt, der seine Filme immer mit seiner Familie plus Gattin Natalia

López besetzt («Post Tenebras Lux»), setzt sie diesmal als Gravitationszentrum in eine gewaltige Wildwestlandschaft. Carlos Reygadas nennt sich hier Juan Nunez, ist ein Dichter und betreibt mit Natalia López als Esther eine Bullenzuchtfarm. Während sie mehr oder weniger den Laden schmeisst, kümmert er sich vor allem um seine Lyrik, sagt Dichter-Reisen ab, weil er lieber im Schoss der Familie weilt und offenen Beziehungen huldigt. Er findet es erregend, wenn Esther ausserehelich aktiv ist, will aber darüber Bescheid wissen. Als sie jedoch den Rancher Phil (Phil Burgers) kennenlernt, stellt Juan stellt, dass Esther ihn belügt, die Beziehung nicht zugibt – und schon wird aus dem Spiel bitterer Ernst.

Der hedonistische Alltag zwischen grandiosen Sonnenuntergängen und gemeinsamen Gelagen mit den Cowboys gerät in den Sog eines schwarzen Seelenlochs. Diesem Sog entspricht ein fürchterlicher, einseitiger Kampf draussen auf dem Gelände zwischen einem Maultier und einem Bullen, der für die Stierkampfarena gezüchtet wurde. Während das Maultier einen Wagen zieht, nähert sich der Stier, der Kutscher kann ihn nicht abwehren, und schon schlitzt er mit seinen Hörnern das angeschirrte Lasttier brutal auf, zertrampelt es mit den Hufen, bis die Innereien herausquellen und der Esel auf übelste Weise kriecht.

Über den Verlust des Esels jammert Juan nicht weniger als über Esthers Verhalten. Mit klirrenden Sporen, hoch zu Ross, ist er Macho durch und durch, der mit seinen Kumpels über die Vorzüge «dicker Eier» schwadroniert und als sensibler Dichter nicht weniger den Helden herauskehrt. Lateinamerikanische Männlichkeit von ihrer unverbesserlichen Machismo-Seite. Mag er sich noch so libertär geben, in ihm wütet der Stier, der die Affären seiner Frau nur genießt, wenn diese ihm hörig bleibt. Seine sich steigernden Eifersuchtstrampeleien zerlegen Esther und ihre Beziehung.

Carlos Reygadas, der sich eine nicht gerade sympathische Rolle gegeben hat, erzählt die (Selbst-)Zerstörung mit epischer Wucht, einer unglaublich sinnlichen Bildkraft und einer Magie, die den Zuschauer Schritt für Schritt über die Landschaft ins Geschehen hineinzieht. Die von archaischen Strukturen geprägte Gesellschaft mag durch den Anfang – in Matsch und Sand herumtobende Kinder – ein wenig befremdlich wirken, doch je magnetischer die Kamera sich dem Personal in den Breitwandbildern zuwendet, desto erstaunlicher die Faszinationskraft. Bald kennt man die Ranch, ihre Räumlichkeiten, das Umland, die Tiere und kann mit zunehmender Neugier nicht mehr vom Verhalten des Paares und seinen Trabanten lassen. Es ist das Zusammenwirken von rustikaler Zuchtier-Plackerei und innerer Hölle, zwischen täglicher Arbeit und seelischer Getriebenheit, das den Thrill erzeugt. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Gloria Bell — US-Remake des chilenischen Films aus dem Jahre 2013 von Sebastián Lelio über die einsame und geschiedene Gloria (Julianne Moore), Mutter zweier erwachsener Kinder. Ihre Lebenskrise kompensiert sie mit häufigen Besuchen von Single-Partys. Dort lernt sie Arnold (John Turturro) kennen. Aus dem Flirt wird bald eine Beziehung. Aber Arnold, ebenfalls geschieden, verschweigt seine Beziehung mit ihr vor seinen Töchtern und verhält sich auch sonst seltsam, wenn sie mehr will als nur gemeinsame Nächte. Lelios Remake, prominent mit Julianne Moore besetzt, fehlt ein wenig die Glaubwürdigkeit des Originals mit Paulina García. Moore ist eine Spur zu stylish. ★★★★★☆



Eine Spur zu stylish: Gloria (Julianne Moore).

Midgos — Der 13-jährige Stevie (Sunny Suljic), vom älteren Bruder (Lucas Hedges) rüde behandelt, von der überforderten, alleinerziehenden Mutter (Katherine Waterston) im Stich gelassen, findet Anschluss bei einer eingeschworenen Gruppe lebenslustiger, wilder Skateboarder, die er beim Motor Avenue Skateshop trifft. Die Clique besticht durch ihr authentisches Verhalten, ihren rüden Jargon («fuck», «faggot») und ihre unbändige Lebenslust, obwohl die Skater alle aus Problem-Verhältnissen stammen. Der Regie-Erstling des Hollywood-Schauspielers Jonah Hill («The Wolf of Wall Street») ist, mit anrührendem Charme und erzählerischer Dynamik, eine Reise zurück in den Skateboard-Hype der 1990er Jahre und eine genau beobachtete Coming-of-Age-Story. ★★★★★☆



Genau beobachtet: «Midgos».

Die Wiese – Ein Paradies nebenan — Klingt kitschig und sieht auf dem Plakat auch so aus. Doch der auf Naturfilme spezialisierte Jan Haft verdient keinen Spott, denn er zeigt das, was «gleich nebenan liegt»: das Biotop Wiese. Das verdient Interesse und ist kurzweilig. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	Van Gogh: At Eternity's Gate ★★★★★☆ Regie: Julian Schnabel
2	Free Solo ★★★★★☆ Regie: Jimmy Chin/Chai Vasarhelyi
3	Shazam! ★★★★★☆ Regie: David F. Sandberg
4	Gateways to New York ★★★★★☆ Regie: Martin Witz
5	Dumbo ★★★★★☆ Regie: Tim Burton
6	Us ★★★★★☆ Regie: Jordan Peele
7	Green Book ★★★★★☆ Regie: Peter Farrelly
8	Der Fall Collini ★★★★★☆ Regie: Marco Kreuzpaintner
9	Monsieur Claude 2 ★★★★★☆ Regie: Philippe de Chauveron
10	Destroyer ★★★★★☆ Regie: Karyn Kusama

Jazz

Mathematik der Gefühle

Von Peter Rüedi

Die vielseitigste, weltoffenste Grossformation im Schweizer Jazz, der Nicht-Berner reibt sich die Augen, verdankt ihre professionelle Kompaktheit unter anderem ihren regelmässigen Auftritten montagabends in einer Berner Quartierbeiz mit dem eher provinziellen Namen «Bierhübeli». Da bricht sich abwechselnd in «Latin Nights», in «Groove Nights», in Ikonen des grossorchestralen Jazz gewidmeten «Tribute Nights» und in «Gala Nights» mit prominenten Gästen ein Kunst- und Naturereignis Bahn, das ohne diese Kontinuität nicht denkbar wäre. Wie das legendäre Orchester von Thad Jones und Mel Lewis, das in seinen Anfängen jeden Montag im New Yorker Klub «Village Vanguard» auftrat und ein Referenzpunkt für das wagemutige Berner Unternehmen war, als es 2003 aus der Big Band der Jazzschule Bern hervorging. Bis heute hat die Truppe annähernd 600 Auftritte absolviert und dabei nicht weniger als zehn CDs eingespielt, darunter anspruchsvolle Studioproduktionen wie eine Paul-Klee-Suite von Jim McNeely.

Jetzt präsentiert sie nach sechs Jahren Live-Mitschnitten wieder ein gewachsenes Meisterstück von und mit dem argentinischen Komponisten, Arrangeur, Orchesterleiter Guillermo Klein. Der hat alle Kompositionen der CD geschrieben und alle Arrangements, aber er ist ein Mann mit mathematischer Intelligenz und feinem Gefühl für die individuellen Qualitäten seiner Musiker, einer, der wie seine Idole Duke Ellington oder Gil Evans auf die besonderen Farben seines «Klangkörpers» hin komponiert. Aufgewachsen mit der vielfältigen Folklore seiner südamerikanischen Heimat, beeindruckt vom Spätwerk Astor Piazzollas, kam er spät zum Jazz und zu einem Studium am Berklee College of Music in Boston, weitete den Horizont durch die Auseinandersetzung auch mit der klassischen Musikgeschichte von Bach bis Minimal Music und entwickelte aus allen auseinanderliegenden Einflüssen eine ganz eigene, poetisch suggestive Klangwelt mit vielen Ostinati und komplex-vielschichtig verzahnter Rhythmik. Die Musik, die er mit dem Swiss Jazz Orchestra und dessen exzellenten Solisten subtil entwickelte, ist anspruchsvoll und selbstverständlich zugleich. Also eine Art Offenbarung.



Swiss Jazz Orchestra
& Guillermo Klein
Sunnyside Records SSC 1552



Thiel

Meinungsphobie

Von Andreas Thiel

Gutmensch: Die weltweite Klimakatastrophe ist die grösste Herausforderung, mit welcher die Menschheit je konfrontiert wurde.

Mensch: Warten Sie mal ab, bis unser Land in die nächste Wirtschaftskrise abrutscht, dann werden wir ja sehen, ob das Klima dann immer noch unser grösstes Problem ist.

Gutmensch: Aha! Sie sind also einer dieser Klimaleugner.

Mensch: Ich neige bloss nicht zur Massenhysterie. Ich bin ja auch kein Masernleugner, bloss weil ich meine Kinder nicht gegen jede erdenkliche Krankheit impfen lasse.

Gutmensch: Ah, und ein Impfleugner sind Sie also auch noch!

Mensch: Ich bitte Sie. Man kann ja auch die Existenz von Homosexualität tolerieren, ohne gleich für die Homo-Ehe zu sein.

Gutmensch: Und dann sind Sie auch noch homophob!

Mensch: Weshalb? Man muss doch auch nichts gegen Muslime haben und kann trotzdem den Islam ablehnen.

Gutmensch: Dass Sie zudem islamophob sind, hätte ich schwören können.

Mensch: Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber Sie klingen sehr linksideologisch.

Gutmensch: Wusst ich's doch! Sie sind so ein Linkenhasser!

Mensch: Dass ich es als grössenwahnsinnig betrachte, die ganze Welt in unser Sozialsystem zu integrieren, hat doch nichts mit Hass zu tun.

Gutmensch: Kommt alle her! Hier ist wieder einer, so ein Ausländerhasser!

Mensch: Könnte es sein, dass Sie die Existenz sämtlicher Meinungen leugnen, die von Ihrer eigenen abweichen? Sie leiden nicht etwa an einer Phobie gegenüber anderen Meinungen? Mir kommt es fast ein bisschen so vor, als würden Sie Menschen mit anderen Meinungen gegenüber Hass empfinden.

Gutmensch: Bringt ihn zum Schweigen, diesen Rassist!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

St. Moritz grüsst Kiew

Christian Jott Jenny gratuliert dem ukrainischen Wahlgewinner Wolodymyr Selensky; Hans Baumgartners Liebe zum Buch; Freddy Burgers 50-Jahr-Jubiläum. Von Hildegard Schwaninger

Komiker und Bühnenkünstler übernehmen die Weltherrschaft. Die Zeiten, als man noch stirnrunzelnd zur Kenntnis nahm, dass ein ehemaliger Schauspieler mächtigster Mann der Welt wird (Ronald Reagan hat sich dann allerdings sehr bewährt und gilt heute als einer der besten Präsidenten, den die Vereinigten Staaten je hatten), sind Geschichte. Auch mit Muskelprotz Arnold Schwarzenegger sass eine Showbiz-Grösse als Gouverneur von Kalifornien hoch oben auf dem Thron der internationalen Polit-Prominenz.

Jetzt wird mit Wahlgewinner Wolodymyr Selensky ein Komiker Präsident der Ukraine. Da hat natürlich der ebenfalls aus dem Showbusiness zugewanderte Quereinsteiger Christian Jott Jenny sofort reagiert. Auf Facebook gab der St. Moritzer Gemeindepräsident seiner Freude Ausdruck. Vor allem freut ihn eine Gemeinsamkeit mit Selensky: dass auch er einen zweiten Wahlgang brauchte. Jenny hat immer gute Ideen (schliesslich heisst eine Firma, der er vorsteht, «Amt für Ideen»): So schlägt er ein Gipfeltreffen politisierender Komiker in «Top of the World» vor: Mit dem Ukrainer Selensky, dem Italiener Beppe Grillo, dem Isländer Jón Gnarr.

Kabarettisten und Komiker haben nur Erfolg, wenn sie seismografisch den Puls der Zeit fühlen; sie kennen die Bedürfnisse der Bevölkerung – und gewinnen so die Wahlen. Jetzt fehlt nur noch, dass sich Harald Schmidt für die Nachfolge von Angela Merkel in Stellung bringt.

Hans Baumgartner ist Anwalt (manche sagen sogar Staranwalt), aber sein Herz gehört der Literatur. So ist die Fusion der Verlage Elster und Salis (Geschäftsführer: André Gstettenhofer) sein Werk, er ist auch finanziell mittragend. Baumgartners Liebe zum Buch geht so weit, dass er die Welt mit selbstgeschriebenen Büchern bereichert. Unter seinem Nom de Plume Melchior Werdenberg. Vier Short-Stories-Bände hat er schon verfasst, eine Art Krimis, die auf seinen Erfahrungen als Jurist basieren. Einer wurde sogar ins Russische übersetzt. Im Herbst nun kommt sein neuestes Opus heraus: «Scheinwelten» – wieder eine Sammlung kurzer Geschichten, «based on a true story».

Eitelkeit ist Baumgartner/Werdenberg nicht fremd. Der Vater von fünf Kindern ist ein eleganter Herr, immer akkurat gekleidet und trägt gerne Hut. Zurzeit lässt er sich einen Bart wachsen: für das neue Autorenfoto.

Der Wörterseh-Verlag wird im Dezember fünfzehn Jahre alt, für Verlegerin Gabriella Baumann-von Arx und ihren Mann Frank Baumann (TV-Mann, Werber, aber vor allem Golfer) Zeit für eine radikale Lebensumstellung. Die beiden treten ja, obwohl seit 1988 verheiratet, immer noch auf wie ein jungverliebtes Paar. Jetzt ziehen sie – mit ihrem Privathaushalt wie mit ihrem Verlagsbüro – von Gockhausen nach Lachen. Die auf spannende Lebensgeschichten spezialisierte Verlegerin hat ein Händchen für



Fast verliebt

Privatsphäre

Von Claudia Schumacher

Elias stand wartend vor der Badezimmer-tür, Lu hörte ihn rufen: «Schatz, was dauert denn so lange?» Dieser Stress! Sie hatte gerade erst geduscht, kam aber schon wieder ins Schwitzen. Gemeinsames Woh-

nen war neu für sie. Da sie in Zürich lebten, zu zweit in einer Zweizimmerwohnung, fühlte sie sich oft ein wenig transparent in ihren Handlungen. Und es kam vor, dass sie in den intimsten Momenten gestört wurde. So wie jetzt. Was sollte sie ihm antworten – «Moment, ich pule gerade mit der Pinzette die eingewachsenen Haare aus meiner Bikinizone»? Sexy, wirklich sehr sexy.

Lu hatte immer zu den Frauen gehört, bei denen schon der Gedanke daran, mit einem Typ zusammenzuwohnen, Klaustrophobie auslöste. Ihr Vater hatte das nie verstanden und oft gescherzt, ob sie denn keiner wolle. Es war ja nicht so, dass sich Lu davor fürchtete, Männern nahezukommen. Lu liebte die Liebe. Sie war aber auch immer gegangen, wenn das Feuer erlosch. Und es kam ihr so vor, als gehe ein Feuer sehr viel schneller aus, wenn man über den Einkauf streitet und täglich den Toilettengeruch des anderen einatmet. Warum taten Menschen



Gipfeltreffen: Christian Jott Jenny.



«Scheinwelten»: Hans Baumgartner.



Haus am See: Ehepaar Baumann-von Arx.

Bücher, die bei anderen Menschen Mitgefühl erregen (Biografien etwa von Entwicklungshelferin **Lotti Latrous**, Fussballer **Köbi Kuhn**, dem glücklosen Banker **Raoul Weil**) und ist damit erfolgreich. Ein Haus am See war schon immer der Traum der ehemaligen Stewardess. Jetzt wurde ihr in Lachen ein Haus aus dem 16. Jahrhundert angeboten, und sie entschloss sich schnell: «Jetzt oder nie!» Der Umzug nach Lachen wird Ende April im neuen Refugium gefeiert: mit einem Talk zwischen den beiden Bestsellerautoren **Röbi Koller** («Umwege») und **Blanca Imboden** («Wandern ist doof»).

Im Zeitalter der Eventitis sind die Menschen immer ausgebucht. So flatterte bereits eine «Save the date»-Einladung für die schöne Adventszeit ins Haus. Der Event-, Unterhaltungs- und Gastrounternehmer **Freddy Burger** feiert im Dezember das 50-Jahr-Jubiläum seiner Firma. Gäste aus allen Himmelsrichtungen werden erwartet. «Was vor 50 Jahren als normale Firma Rent-a-Show begann, wurde eine unvorhersehbare Erfolgsgeschichte», steht auf der Einladung ins Theater 11, dessen Bewirtschaftung in den Händen von Freddy-Burger-Management liegt. Wie das Restaurant «Sonnenberg», der Nachtclub «Mascotte», seit 2018 auch die Thunerseespiele und vieles mehr. Musicals und Comedys wurden vom Burger-Management in die Schweiz gebracht, von «The Lion King» bis «Chicago» und «Mary Poppins». Als Manager von **Udo Jürgens** (die beiden waren das Dream-Team schlechthin) wurde der Zürcher Freddy Burger im ganzen deutschsprachigen Raum bekannt. Das Udo-Jürgens-Musical «Ich war noch niemals in New York» eröffnet am 10. Juli die Thunerseespiele.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

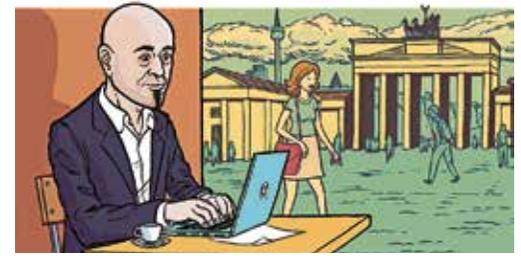
ihrer Liebe so was an? Erst alles ersticken – und sich dann wundern, wenn im Bett nichts mehr zustande kommt.

Die Rechnung hatte sie ohne Elias gemacht, einen Wuschelkopf mit Lachgrübchen. Zwei Jahre tanzten sie umeinander herum, luden sich gegenseitig zum Essen ein, schlugen sich bei Wanderungen spontan in die Büsche und entführten einander zu Überraschungswochenenden. Waren sie bei Freunden mit Kindern zum Kaffee und beobachteten die Kleinen beim Spielen, flüsterten sie einander «Ich liebe dich» ins Ohr. Ein Level, auf das es Lu bisher nicht geschafft hatte – zumindest nicht, ohne dabei jegliches erotisches Interesse zu verlieren.

Früher war sie entweder mit Männern befreundet gewesen, oder sie schlief mit ihnen. Das Begehren konnte in Freundschaft umschlagen; nur konnte beides nicht koexistieren. Elias aber war ihr bester Freund geworden. Und seit

sie ihn kannte, wollte sie mit keinem anderen ins Bett. An einem Samstag vor zwei Monaten war sie dann allein in ihrem Bett aufgewacht, wie so oft – nur fehlte Elias ihr an diesem Morgen so sehr, dass es weh tat. Was ein bisschen absurd war, schliesslich hatte sie nur fünfzehn Minuten Fussweg zu ihm. Eine Distanz, die ihr plötzlich grausam weit erschien. Also fragte sie ihn bei Gelegenheit, was er vom Zusammenziehen halte. Wenig später packte er ihre Umzugskartons ins Auto.

«Brauchst du noch lange?», fragte Elias erneut. Lu legte die Pinzette weg und schaute sich im Spiegel an. «So in zehn Minuten bin ich fertig!», sagte sie. Woraufhin sie sofort ein schlechtes Gewissen bekam, weil sie in Wahrheit noch mindestens dreissig Minuten brauchte – aber es wirkte, und zumindest hatte sie keine eingewachsenen Haare erwähnt.



Unten durch Elefant

Von **Linus Reichlin**

Wenn man irgendwo eingeladen ist, kommt unweigerlich der Moment, an dem man gehen möchte. Meistens hat man diesen Wunsch, bevor der Gastgeber den Abend offiziell für beendet erklärt, denn es ist ein Naturgesetz, dass acht von zehn Abendanlässen länger dauern, als man möchte. Aber die Gastgeber sind sehr empfindlich, was das frühe Gehen von Gästen betrifft, das mögen sie so wenig wie Essig im Auge. Letzte Woche war ich an einer Geburtstagsfeier, an der die Gastgeberin am Tisch mit zwei Olivenholzgabeln einen Berg von Salat in der Schüssel wendete, und dabei bekam sie einen Spritzer des essiglastigen Dressings ins Auge. Es war ein Mussini-Essig aus Modena, der im Mund äusserst schmackhaft, im Auge aber sehr aggressiv ist, was für alle Gäste, die gern früh gehen wollten, ein grosses Glück war. Denn im Verlauf des Essens schwoll das Auge der Gastgeberin immer stärker an, da nützte auch eine Auswaschung des Essigs durch den Ehemann mit Glaubersalzlösung nichts beziehungsweise erwies sich Glaubersalz als die absolut schlechteste Lösung: Es war wie Öl ins Feuer. Beim Dessert konnte die Gastgeberin nur noch mit einem Auge am Leben teilnehmen, und als ich zu ihr sagte: «Es ist ein wunderschöner Abend, aber ich glaube, wir sehen alle, dass dich jetzt sicher lieber zurückziehen möchtest», atmete die Gastgeberin auf und gab zu, schreckliche Schmerzen und den dringenden Wunsch zu haben, in die Notfallaufnahme zu fahren. Aber solche Glücksfälle sind selten.

Meistens sind die Gastgeber noch um Mitternacht kerngesund und proppenvoll mit Adrenalin. Dieses Hormon wird bei all jenen im Überfluss ausgeschüttet, die eine Party veranstalten, das hat man übrigens auch bei Schimpansen beobachtet. Ein Schimpanse, der einen Grund zum Feiern hat, verschenkt oft Bananen an die anderen Hordenmitglieder, und das erregt irgendeine Sozialdrüse in ihm, die dann so viel Adrenalin produziert, dass er an seinem Bananen-Fest einfach nicht müde wird. Wäre er ein menschlicher Gastgeber, würde er nachts um zwei rufen: «Und jetzt müsst ihr unbedingt noch meinen korsischen Grappa probieren!»

>>> Fortsetzung auf Seite 66

Wenn man dann als Gast um drei Uhr endlich die Zivilcourage findet, zu sagen: «Du, Ueli, ich muss jetzt leider wirklich mal so langsam Richtung Haustür gehen, ich hab morgen früh eine Sitzung in Tokio», ruft er: «Was? Du gehst schon? Das ist aber schade! Bleib doch wenigstens noch für den Ziegenkäse aus Ogliastra!»

Ein durch sein Gastgebertum hormonell aufgeputschter Mensch ist wie ein wildes Pferd: Du kannst es nur bändigen, indem du mit leiser Stimme beruhigend auf es einredest – «Ich würde so gern noch bleiben, Ueli, ruhig, ganz ruhig, Brauner, alles ist gut. Ich werde jetzt gehen, aber ganz langsam, du wirst es gar nicht merken, schön ruhig bleiben. Und denk nicht, dass ich dein Fest langweilig finde, ich muss nur leider wie gesagt ganz, ganz früh nach Tokio fliegen.» Eine noch bessere Ausrede als ein dringender Langstreckenflug ist ein Todesfall in der Familie, das habe ich in der Verzweiflung mittlerweile perfektioniert: «Du, Ueli, ich würde wirklich gern noch bleiben, aber mein Bruder ist gestern vom Dach gestürzt, auf einen schmiedeeisernen Zaun mit Speerspitzen.»

Seit ein paar Jahren gehe ich grundsätzlich nur noch zu Einladungen, deren Gastgeber nicht wissen, dass ich ein Einzelkind bin. Das ist mein Austritts-Ticket für langweilige Privatfeiern jeder Art, an denen vom Leben enttäuschte Gäste herumstehen, die ihr Weinglas auf der Bauchwölbung abstützen und die mit einer Leidenschaft über die neuste Prämienhöhung der Krankenkassen sprechen, die an die Leidenschaft der Schildkröten beim Kauen von Kopfsalat erinnert. Aber nicht, dass man mich falsch versteht: Wenn ich selbst Gastgeber bin, geht keiner ungestraft zu früh! An solche Typen erinnere ich mich in zehn Jahren noch, da bin ich ganz Elefant!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Zu ebener Erde, im ersten Stock

Von Peter Rüedi

Ich mag ja ganz gern Weine, die mir eine Aufgabe stellen respektive einen Widerstand entgegensetzen. Die, etwas geschwollen gesagt, ein Geheimnis haben, das hinter anfänglichen Hindernissen, (noch) zu klirrenden Tanninen, (noch) zu ätzender Säure oder einfach zu wilder Jugendlichkeit, was weiss ich, zu entdecken ist, im Lauf eines etwas ausgedehnteren Versuchs oder allenfalls bei einem wiederholten Angang nach Wochen oder Monaten, *as time goes by*. Wein ist eine gute Therapie gegen meine Ungeduld. Freilich und andererseits halte ich den Weingenuss für eben dies: einen Genuss – und nicht für eine sportive Disziplin, deren Befriedigung vom Ausmass der überwundenen Leiden abhängt. Es gibt Weine, die sind grossartig und evident, auf Anhieb zugänglich, ohne dass sie banal wären. Oder anders gesagt: Weine, die, wie zum Beispiel gute Literatur, auf mehreren Ebenen zu geniessen respektive zu lesen sind.

Zu ebener Erde und im ersten Stock. Im ersten Schluck, im Nachklang nach dem dritten und in der Erinnerung nach der leeren Flasche.

Immer mal wieder begegnen mir in letzter Zeit solche mehrschichtigen Erfreulichkeiten aus dem Languedoc, der südfranzösischen Weinzone zwischen Montpellier und der spanischen Grenze. Wie andere klimatisch privilegierte Anbaugebiete lange etwas verrufen wegen mehr auf Quantität als auf Qualität bedachter Produktion, als Lieferant von Liter- oder Fassweinen für den Offenausschank am Tresen, hat sich hier in den letzten Jahren (Jahrzehnten) das Niveau insgesamt gewaltig gesteigert. Zudem haben sich einzelne Gebiete selbstbewusst um eine eigene Appellation bemüht und deklarieren so auf den Etiketten ihre eigene Identität. So die erst seit 2014 bestehende Appellation Terrasses du Larzac im nordwestlichen Zipfel der Côtes du Languedoc (ein paar Kilometer westlich von Montpellier). Von diesen in den Hügeln gelegenen Lagen sind mir fast ausschliesslich bemerkenswerte Flaschen untergekommen.

Die des jungen Betriebs Mas des Quernes, 2010 vom Önologen Jean Natoli und dem Weinhändler Peter Riegel gegründet, ist eine davon – eine Etikette, die man sich merken muss. Die Cuvée aus Mourvèdre, Carignan und Grenache (je zu einem Drittel) mit dem Namen «La Villa Romaine» ist eine üppige, aber trotz ihren 14,5 Prozent Alkohol auf allen Ebenen nie pampige oder marmeladige, rubinrote Freude: explosiv in den von Kräuterwürze, Pfeffer und dosiertem Holz (15 Prozent neue Barriques) ausbalancierten Fruchtaromen (viel reife Kirsche). Straff gebaut, fein in den Tanninen, lang im Abgang: ein filigranes, gelenkiges Kraftpaket aus Bioproduktion. Es fordert zu mehr als einem Tanz auf.

Mas des Quernes La Villa Romaine Terrasses du Larzac Languedoc 2016. 14,5 %. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 23.70. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Le Röstigraben

Von David Schnapp

Das die Schweiz kulinarisch aus mindestens zwei Teilen besteht, ist in Feinschmeckerkreisen relativ unbestritten. Die Spitzengastronomie in der Romandie orientiert sich stark an Frankreich, der Heimat der Haute Cuisine. In Zürich, Basel oder

Fürstenuau hingegen ist die französische Küche zwar die Basis vieler Gerichte, aber hier werden die weltweiten Trends der Gastronomie auf vielen Tellern gut sichtbar.

Die Einsicht zum Beispiel, dass zeitgemässe Luxusprodukte nicht Hummer, Foie gras und Steinbutt sein müssen. Echter Luxus, so die moderne Lehre, ist die Zeit, und die investieren viele Köche zum Beispiel auf der Suche nach Produkten, die auf den Feldern oder in den Seen ihrer Region wachsen. Diese Einsicht hat sich – vom Norden Europas ausgehend – in immer mehr Gegenden der Welt durchgesetzt. In der Romandie hingegen ist die Meinung verbreitet, die besten Produkte kämen grundsätzlich aus Frankreich.

Aber ein hervorragender Koch macht die Ausnahme: Vor rund einem Jahr hat Stéphane Décotterd, ausgezeichnet mit achtzehn Punkten und zwei Sternen, beschlossen, einen neuen Weg zu gehen. Heute sagt er: «Ich finde es erfül-

lender, wenn ich direkt mit dem Fischer vom Genfersee zu tun habe, als wenn ich abends dem Händler meine Steinbutt-Bestellung aufs Band spreche.»

Ich besuche «Le Pont de Brent» oberhalb Montreux, wo nur noch mit Schweizer Produkten gekocht wird. Optisch wirkt die Küche mit ihrer akkuraten Präsentation immer noch sehr französisch. Aber der gebeizte Saibling aus einer nahen Zucht mit wildem Fenchel und Absinth schmeckt hervorragend und stellt eine Verbindung her zur aussergewöhnlichen Landschaft, in der das Restaurant steht. Das Tatar vom Limousin-Rind aus dem Nachbardorf oder die perfekt sautierten Morcheln mit Champignon-Espuma sind grossartige Gerichte mit luxuriösem Geschmack.

Le Pont de Brent, route de Blonay 4, Brent
Tel. 021 964 52 30. Sonntags und montags geschlossen.
David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Britische Eleganz

Der überarbeitete Jaguar XE ist eine ästhetisch hochwertige Alternative im Konkurrenzfeld der Mittelklasse-Limousinen. *Von David Schnapp*

«Sportlimousine» nennt Jaguar sein Mittelklassemodell, das sich durch britische Eleganz vom breiten Angebot in diesem Fahrzeugsegment abhebt. An der Côte d'Azur wurde die sorgfältig erneuerte Variante dieses ansprechenden Autos kürzlich vorgestellt. Und die abwechslungsreichen, kurvigen Strassen durch das Département Alpes-Maritimes sind eine gute Grundlage, um einschätzen zu können, ob der Begriff «Sportlimousine» bloss die Wortschöpfung eines kreativen Kopfes aus der Marketingabteilung ist oder doch einen Bezug zur Realität hat.

Schnell und kultiviert

Äusserlich jedenfalls wirkt der neue XE breiter, flacher und präsenter – also auch sportlicher. Die LED-Scheinwerfer an der Front weisen nun einen feinen Leuchtstreifen auf, eine «Kalligrafie-Linie», wie es der verantwortliche Designer nennt. Auch von hinten wirkt der XE durch die verschlankten Rückleuchten breiter. Die auffälligsten Änderun-

gen gibt es aber im Innenraum, der in der Topausstattung wohl zu den anspruchsvollsten in dieser Fahrzeugklasse gehört.

Zwei übereinander angeordnete, berührungsempfindliche Bildschirme in der Mittelkonsole («Touch Pro Duo») erlauben den Zugriff auf die meisten Fahrzeugfunktionen. Auch der Tacho wurde durch einen Bildschirm ersetzt, und ein Head-up-Display gibt es noch dazu. Die Lautsprecher in den Türen sind mit Metall abgedeckt, und überall, wo man hinfasst, entsteht der Eindruck von solider Verarbeitung und wertiger Materialisierung. Kurz: Der Jaguar XE ist ein Auto, in dem man sich schnell wohlfühlt und das man gerne fährt.

Von den verschiedenen Motor- und Antriebsvarianten kommt der P300 den Vorstellungen einer Sportlimousine am nächsten. Der Vierzylinder-Turbobenziner mit 300 PS, Allradantrieb und Achtgang-Automatik beschleunigt in 5,7 Sekunden aus dem Stand auf Tempo 100 km/h und wirkt gleichzeitig

kultiviert. In schnellen, engen Kurven, wenn einem ein französischer Handwerker in einem Peugeot Partner am Heck klebt, lässt das adaptive Fahrwerk kaum Seitenneigung zu. Das Handling des Wagens ist leichtfüssig und dynamisch, aber ob man sich auf ein Rennen mit einem lokalen Gewerbetreibenden einlassen will, der diese anspruchsvollen Strassen vermutlich so gut kennt wie seine eigene Wohnung, ist dann eine sehr persönliche Entscheidung.

Auf Autobahnen und anderen Strassen, die eher für das mühelose Vorwärtkommen gedacht sind, fällt die ausgezeichnete Akustik im Innern des XE auf. Und weil das Fahrwerk in diesen Situationen auch Komfort bietet und ein Abstandstempomat einem einiges abnimmt, kommt man sehr entspannt ans Ziel. Mehr kann von einer Sportlimousine eigentlich nicht erwartet werden.

Jaguar XE P300 S AWD

Hubraum: 1997 ccm; Leistung: 300 PS/221 kW;
max. Drehmoment: 400 Nm;
Beschleunigung 0–100 km/h: 5,7 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Verbrauch (WLTP): 7,3 l/100 km; Preis: ab Fr. 57 600.–



Tamaras Welt

Aus Junge wird Mädchen

Tut man seinem siebenjährigen Sohn einen Gefallen, wenn man ihn als Mädchen bezeichnet und als Mädchen erzieht, nur weil er es wünscht? Von Tamara Wernli

Charlize Theron hat der Welt verkündet, dass sie ihren Sohn als Mädchen erzieht. Der Zeitung *Daily Mail* sagte die Hollywood-Schauspielerinnen vergangene Woche: «Ja, ich dachte auch, dass sie ein Junge ist. Bis sie mich anschaute, als sie drei Jahre alt war, und sagte: «Ich bin kein Junge.»» Jetzt habe sie «zwei wunderbare Töchter». Die wolle sie beschützen und gedeihen sehen. Die 43-Jährige hat zwei Adoptivkinder, den siebenjährigen Jackson und die dreijährige August. Auf manchen Fotos sieht man Jackson Mädchenkleider tragen.

Die Reaktionen auf diese Offenbarung fielen im Netz unterschiedlich aus. Transgender-Aktivistinnen wie India Willoughby lobten Theron, sie setze damit «ein fantastisches Zeichen». Chase Strangio schrieb auf Twitter: «Danke, Charlize, dass du der Typ Eltern bist, den alle Kinder verdienen.» Weniger enthusiastisch kommentierte der Transgender-Mann Social-outcast91. Er habe erst mit achtzehn Jahren gewusst, dass er trans sei, und bis in seinen Dreissigern gewartet, etwas zu unternehmen. Er wollte recherchieren, mit Therapeuten sprechen und sich absolut vergewissern, bevor er den Weg ging: «Kinder haben nicht die Lebenserfahrung, um fundierte Entscheidungen zu treffen.» Er halte es nicht immer für das Beste, wenn Kinder heute sofortige Erfüllung wollen. Eine Userin schrieb bei *Daily Mail*, dass ihre Tochter ein Bub sein wollte. «Sie trug Jungenkleidung und korrigierte Leute nicht, die sie als Jungen bezeichneten.» Als Mutter habe sie ihr zwar erlaubt, sich als Tomboy zu kleiden, ihre Tochter habe sie aber nie als Jungen bezeichnet. Mit zwölf sei die Phase vorbei gewesen: «Ich denke, manchmal nehmen Eltern ihre Kinder zu wörtlich.»

Damit trifft sie einen Punkt. Was hätte Theron getan, wenn Jackson gesagt hätte, er sei

eine Fee? Ihn in die Luft geworfen, damit er fliegen lerne? Und wenn er sich als Hydrant gefühlt hätte, ihn an die Wasserleitung angeschlossen? Spass beiseite: Es spricht nichts dagegen, wenn ein Junge sich als Mädchen kleiden möchte und umgekehrt, das zu verbieten wäre wohl falsch. Viele Kinder wollen etwas oder jemand anderes sein, und in eine andere Identität zu schlüpfen, gehört zum Kindsein manchmal dazu. Ich hatte als Mädchen eine längere Winnetou-Phase, da war ich Ribanna. Das ist die Indianerin im Film «Winnetou – 2. Teil», in die sich Winnetou verliebt. Und weil ich in Winnetou verliebt war, bestand ich darauf, Ribanna genannt zu werden, und unterschrieb in Poesiealben mit Tamara Alexandra Ribanna – das Problem war, dass mich dabei keiner ernstnahm ausser ich selbst.

Im 21. Jahrhundert ist es ein bisschen anders. Es gehört heute zum guten Ton, auf jeden Gedanken seines Nachwuchses aufzuspringen, man nennt es «auf das Kind hören». Was müssen das damals für Rabeneltern gewesen sein, die unseren Selbstfindungsprozess in der Regel einfach grosszügig ignorierten! Erstaunlich eigentlich, dass aus uns trotzdem etwas Anständiges geworden ist.

Indem Theron sagt, Jackson sei «genauso ein Mädchen wie seine Schwester», deutet sie an, dass seine Geschlechtsidentität von seinem biologischen Geschlecht abweicht. Aber nicht jedes Kind ist trans, nur weil es sich nicht seinem Geschlecht entsprechend kleidet und sich anders fühlt. Und es ist eben ein himmelgrosser Unterschied, ob man einem Jungen verbietet, sich wie ein Mädchen zu kleiden, oder ob man auf seine Vorstellungen und Wünsche eingeht und das Kind damit in seiner Gedankenwelt aktiv bestätigt; es liegen ein

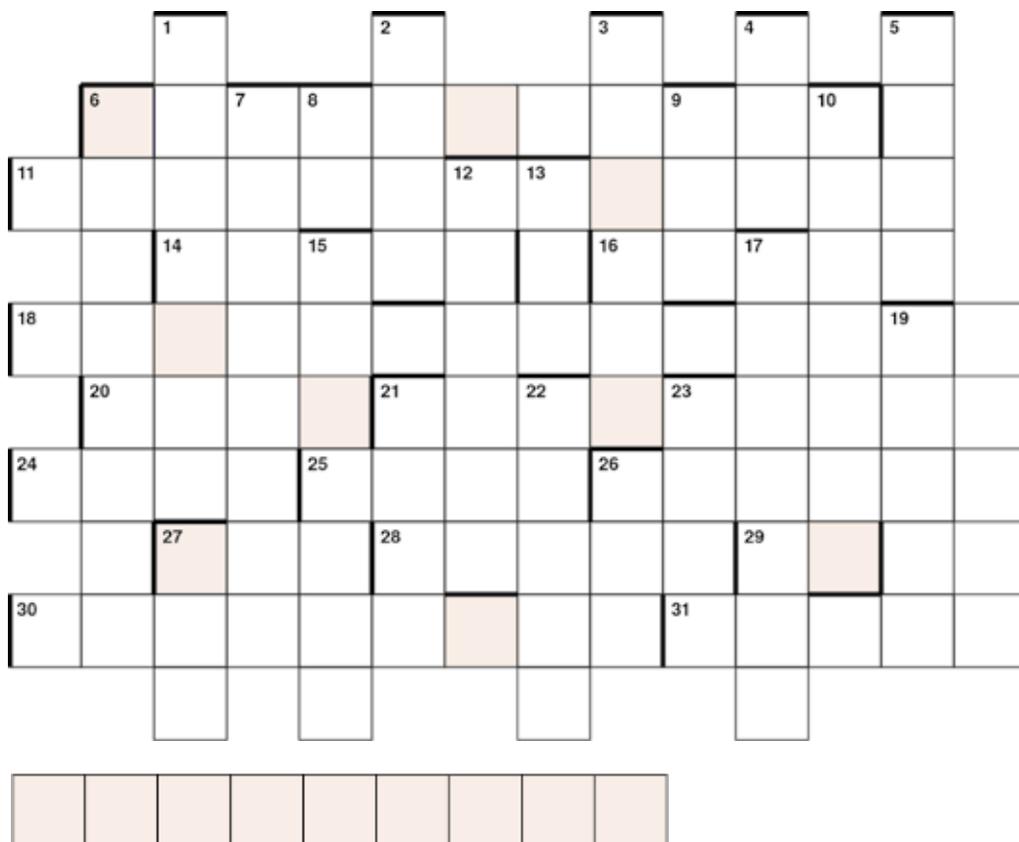
paar Abstufungen zwischen «nicht hinhören» und «seine Erziehung und sein Leben komplett danach ausrichten».

Diversität zu feiern und anders zu sein, ist ja heute im Trend, so zu sein wie alle – schrecklich öde. Unter dem Titel «Ich habe Geschlechtsdysphorie. Aber dein als trans identifiziertes Kind vielleicht nicht» schreibt Transgender Todd Whitworth im Online-Magazin *Quillette* im März 2019: «Trans ist derzeit chic. Und sich wohl fühlen in seinem eigenen biologischen Geschlecht (und der entsprechenden Genderrolle) wird als langweilig angesehen. Viele Kinder verinnerlichen diese Botschaft und behaupten, eine Trans-Identität sei ihre innerlich empfundene Wahrheit.» Niemand, weder bei den Cisnoch bei den Trans-Menschen, sei total zufrieden damit, wer er sei, und wir würden oft Wege suchen, uns neu zu erfinden, um glücklich zu werden.

Auch wenn man heute angesichts der zahlreichen Diskussionen rund um Transgender-Themen in der Öffentlichkeit das Gefühl bekommt, dass sich etwa ein Drittel aller Menschen im falschen Körper wähnen: Es betrifft weniger als ein Prozent der Bevölkerung. Die Wahrscheinlichkeit, dass Theron's Kind tatsächlich an Geschlechtsdysphorie leidet, ist also statistisch gesehen verschwindend gering.

Eltern wollen nur das Beste für ihre Kinder, und sowieso, wir wissen nicht, was für ein Schicksal sich hinter den Menschen verbirgt. Tut man seinem siebenjährigen Sohn aber einen Gefallen, wenn man ihn ganz offiziell Mädchen nennt und ihn als Mädchen erzieht? Ihm die Rolle auferlegt, die er sich in einem Stadium seines Kindseins wünscht? Oder fördert man mit seiner elterlichen Bekräftigung die Verwirrung noch mehr? Wie Whitworth weiter schreibt, können nur auf das Gebiet spezialisierte Psychologen bestimmen, ob bei einer Person Geschlechtsdysphorie besteht. Ein Kind kann diesen Entscheid nicht treffen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



Lösungswort — Buntspecht zwecks Nahrungssuche

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Was fählt hr blss? **11** Die halbe Antwort auf den Sinn des Lebens folgt 6,9,14. **14** Opfer: beim Running Gag in South Park oder vergrößert 1963 in Dallas. **16** Die – mittig kalt – nach Jerusalem endet zuletzt nur für einen im Sitzen. **18** Aus listigerem Mann entsprungene Zeitangabe, die geheiligt nie. **20** Sprichwörtlich undifferenziert, wer nur einen besitzt und am Berg die Krete. **21** Für manche bspw. 7 Senkrech; Blutsauger ist dabei zentral. **24** Aus Krakau oder als Poppenspüler bekannt. **25** Weder da noch dort, aber gestern an einem andern Ort. **26** Sie, nach Punkteverlust auch zum Abdecken geeignet, sind laut von Feuchtersleben die Träume der Verständigen. **27** Steckt in und wird oft pale genossen. **28** Dadurch geht's gemäss RAAF-Motto zu den Sternen, bei labor oder cosa nicht gern gesehen. **29** Englischs Frl., grenzt staatlich an Wiege des Jazz. **30** Mit Schlange auf dem Sozias am Töfftreffen zu vernehmen. **31** Z.B. Hattori Hanzō, etwa ein James Bond des feudalen Japans.

Senkrech — **1** Mahn- oder Kommemorationswerk ist geteilt Aufforderung zum Grübeln. **2** Dienstübergreifende Kommunikationsoption, ist jedoch seit 2018 in der Schweiz keine mehr. **3** Beschreibt Bigfoot sowie knifflige Situation. **4** Kose-Ulrich, zertifiziert u.a. das hierzulande beliebteste Getränk. **5** Versucht Mediator vermehrt zu glätten und mit gen Feindbild zu konkretisieren. **6** Einschub von einem N/Am macht aus Polysiloxanen Vorbild für Nachläufer. **7** Unmanierliche Rekelei mit Schlingel und nach dessen Manier. **8** Mrd. im Land der Freiheit wird gekehrt zu wohlgeremt. **9** Schaufenster von solchen wie «Le Monde» ist gleichenorts feminin und unbestimmt. **10** Im Konsum solch gekühlter Heisser sind die Schweizer Europameister. **12** Im und am Tal im Tirol und schlussendlich im Inn. **13** Fragt nach Art und Weise oder verbindet Vergleiche. **15** Dieses Wort liess es sich nicht und steht deshalb verkehrt herum im Gitter. **17** Beispielshalber Mallorca mit mit ergibt Muselmann. **19** Französisch quasi zwischen pour und dire und so gerade auch noch so. **21** An Lux Uriellas Verein, ansonsten in Turin daheim. **22** Pluralisierte Heimat von Krethi und Plethi, schützt vor Stromschlägen. **23** Fehlt's daran wird Anfang zum Zwang (holprige Reimerei inklusive). **26** Laden Deutschpop-Hörer ins Abenteuerland ein, an in gichtfördernd. **27** Palindromisches Alias für alias.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 614



Waagrecht — **5** TAILLENUMFANG: die 60 im 90/60/90 **12** KAOLIN: Shaolin. **14** OISTER: engl. Auster **16** TOMBOLAPREIS **17** VOLEIBOL: span. Volleyball **20** Mir SENNE hei's lustig (Volkslied). **21** (Inter) NATIONAL **25** WIKI(wiki): hurtig auf hawaiianisch **27** (IUT)A: ital. Jute **28** (Ac) DC (Wechsel-/Gleichstrom) und Washington **29** HEADSET: Anagramm von Teashed **31** (Homo) SAPIENS (sapiens) **32** Im LOT sein und Senkrechte **33** FESTANSTELLUNG

Senkrech — **1** NIKOLAUS **2** GLOBI: lat. Kugeln **3** LUNA(park) und Mondgöttin **4** RASEN **6** (ANTON)IME **7** (LA)(METTA): ital. leg/setz es (ab) **8** NIL: engl. nichts **9** (Roll)MOPS **10** FIREWALL **11** GES(EIER) **13** (Eigen)LOB (stinkt!) **15** TIN (foil hat): engl. Dose (und Aluhut) **18** ONCE (thrice dreigeteilt) upon a time...: es war einmal... **19** L(AHN): bayr. Lawine **22** IAPAN: Sakura = jap. Kirschblüte **23** ODIN **24** LESEN **26** Billy IDOL **30** STUR: rückwärts ruts = engl. Spurrinnen

Lösungswort — **GABELSTAPLER**

Hilfreiche Tipps zu diesen Rätseln finden Sie auf:

www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Sondermodell Audi A6 Avant Attraction

Jetzt ab CHF 59 830.–



[audi.ch/attraction](https://www.audi.ch/attraction)

Audi A6 40 TDI quattro S-tronic, 204 PS, 4,6 l/100 km (Benzinäquivalent: 5,2/100 km), 122 g CO₂/km (137 g/km ø Neuwagen), 20 g CO₂/km E-Bereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: A. Bruttoverkaufspreis: CHF 72 300.–/abgebildetes Modell: Vesuvgrau Metallic, Aluminiumgussräder im 5-Doppelspeichen-Design in kontrastgrau, teilpoliert, Grösse: 8,5 J x 19 mit Reifen 245/45 R 19, Audi HD Matrix LED-Scheinwerfer, mit dynamischem Blinklicht, Privacy-Verglasung, S line Exterieurpaket, Bruttoverkaufspreis: 83 350.–, abzüglich Sonderprämie CHF 9850.–/CHF 9990.–, abzüglich Ausgleich CHF 2623.–/CHF 3081.–, tatsächlich zu bezahlender Preis: CHF 59 830.–/CHF 70 300.– für abgebildetes Modell. Alle Preise inkl. MwSt. Aktion gültig für Vertragsabschlüsse vom 1.3. bis 30.6.2019. Unverbindliche Preisempfehlung des Importeurs. Gültig für alle durch die AMAG Import AG importierten Fahrzeuge.